Leben

Dom Armand Johann's le Bouthillier de Rancé,

Abt's und Reformators des Klosters la Trappe.

Zweiter Theil.

Rancé dachte an ſonſt nichts, als ſeine Reform in Gang zu bringen, als er zu einem Generalkapitel des Ciſtercienſerordens berufen wurde. Die Aebte von der ſtricten Obſervanz baten Rancé inſtändig, daran Theil zu nehmen; denn es war voraus zu ſehen, daß dabey wichtige Verhandlungen vorkommen würden. Er litt gerade an einem ſtarken Huſten und Schnupfen, doch da er ſein Leben gering ſchätzte, wenn es das gemeine Wohl galt, ſo machte er ſich auf den Weg. Aber die Hitze und ein heftiger Wind vermehrten ſein Uebel ſo ſehr, daß er auf einem Dorfe, ſieben Stunden von la Trappe, liegen bleiben mußte, ſo daß ihm nichts übrig blieb, als von da nach ſeinem Kloſter zurück zu kehren. Von hier aus erließ er an den nunmehrigen Abt von Ciſteaux, Dom Lozin, unterm 5ten May 1672, ein Schreiben, worin er ſein Bedauren äußerte, daß er der erhaltenen Einladung kein Genüge leiſten könne, zugleich aber frei-

müthig seine Meinung über das eröfnet, was er glaube, das zum Besten des Ordens geschehen könne. Er erinnert den Abt an seine Verpflichtung, die eingeschlichenen Misbräuche abzustellen, und auf die genauere Beobachtung der Benedictinerregel zu dringen, denn er setzt voraus, daß Dom Lozin Eifer genug besitze, den Orden nicht in dem Zustande zu lassen, worin er ihn gefunden habe. Darin irrte er sich aber sehr. Der neue Abt von Cisteaux war der stricten Observanz von je her zuwider gewesen, und blieb es auch beständig.

In dem Generalkapitel suchte Dom Lozin solche Dinge durchzusetzen, daß alle Aebte der stricten Observanz, und einer der vornehmsten Aebte des Ordens, sich verbunden hielten, dagegen zu protestiren, und das Kapitel zu verlassen. Demoherachtet fuhr er in den Verhandlungen fort. Um doch aber wenigstens den Schein für sich zu haben, so hielt er hierzu für das beste Mittel, seine große Hochachtung für den Abt Rancé so öffentlich zu bezeigen, daß man nothwendig daraus schließen müsse, er sey der Reform geneigt. Er brachte es also während der Fortsetzung des Kapitels dahin, daß Rancé zum Generalvikar und Visitator der Klöster in der Nor-

mandie, Maine, Bretagne und den angrenzenden Provinzen ernannt wurde, und hierauf übersandte er ihm die Bestallung mit einem verbindlichen Schreiben.

Schon Rancé's Demuth, Liebe zur Einsamkeit und Anhänglichkeit an seine Brüder, wären zu jeder Zeit hinreichend gewesen, diese ihm von dem Abte von Cisteaux zugedachte Ehre auszuschlagen; aber eine Bestallung von einem Generalkapitel anzunehmen, das alle Aebte der strengen Observanz, und vier der vornehmsten des Ordens, nicht für legitim erkannt hatten: dieß konnte ihm nicht in den Sinn kommen. Er schrieb daher in zwar ehrerbietigen, aber doch starken Ausdrücken an den Abt von Cisteaux, und erinnerte ihn an sein Betragen beym letzten Generalkapitel, wo er dem Breve Alexanders VII. entgegen gehandelt, und alles mögliche gethan habe, die stricte Observanz, an deren Erhaltung dem ganzen Orden so viel gelegen sey, umzustürzen. Rancé stellt ihm hierauf vor, daß es ihm dereinst gereuen, und Gott deßhalb Rechenschaft von ihm fordern werde, und schließt mit folgenden Worten: „So lange ich überzeugt seyn werde, wie ich es bin, daß die Sache der stricten

Observanz die Sache Gottes sey, werde ich mich von ihr nicht trennen, noch das thun, was Sie mir im gegenwärtigen Falle vorschreiben, die Bestallung als Visitator und Generalvikar, die Sie mir übersenden, anzunehmen. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr es mich schmerzt, daß Gott Ihnen keine andre Gedanken und Absichten in Ansehung unsrer Observanz erlaubt hat. Ich bin versichert, wenn Sie sie einer bessern Behandlung werth gehalten hätten, so würde Gott mehr verherrlichet worden seyn, und Sie selbst bey meinen Mitbrüdern mehr Treue, Unterstützung und Trost gefunden haben, als bey dem übrigen ganzen Orden. Was für Folgen indessen auch daraus entstehen mögen, so bitte ich gehorsamst, sich versichert zu halten, daß ich alle mögliche Achtung und Rücksicht für Ihre Person haben, und ihnen zu beweisen mich bemühen werde, daß bloß die Furcht, Gott zu mißfallen, mir die Nothwendigkeit auflegt, so zu handeln, und daß nichts im Stande sey, in meinem Herzen das Verlangen auszulöschen, Ihnen durch meine Dienste und Folgsamkeit in allen Fällen, wo mein Gewissen es erlaubt, zu beweisen, wie sehr ich sey ꝛc.

Dieſes Schreiben hatte weiter keinen Erfolg, als daß es den Abt von Ciſteaux überzeugte, daß er den Abt Rancé zu nichts werde bringen können. Je mehr man ſich bemühete, die ſtricte Obſervanz umzuſtürzen, deſto eifriger ſuchte er ſie in ſeinem Kloſter recht feſt zu gründen. Um jede Erinnerung an das darin zuvor geführte luckere Leben zu vertilgen, ließ er um dieſe Zeit einen Taubenpfeiler nieder reißen, den man vormals im Kloſterhofe erbaut hatte. Dadurch wollte er zugleich verhindern, daß in der Folge der Zeit, der Taubenſchlag nicht etwa Gelegenheit geben möchte, in Krankheitsfällen von einer Speiſe Gebrauch zu machen, die ſich, nach ſeiner Meinung, weder mit der ſtrengen Kloſterzucht, noch mit dem Gelübde der Armuth vertrug.

Die Zahl derer, die ſich in la Trappe zur Aufnahme meldeten, nahm dergeſtalt zu, daß die Kloſtergebäude nicht mehr hinreichten, daher der Abt ſich genöthigt ſah, das Refectorium zu vergrößern, und darüber noch einen Schlafſaal nebſt vier und zwanzig Zellen anlegen zu laſſen. Der Kloſter-Convent war nun ſo zahlreich, und die Noth der Armen nahm täglich dergeſtalt zu, daß die ohnehin nicht beträchtlichen Einkünfte

von la Trappe kaum noch zureichten. Der Unterhalt der Mönche war schon so sehr beschränkt, daß an diesem unmöglich etwas erspart werden konnte; auf der andern Seite aber konnte sich Rancé auch nicht entschließen, die Unterstützung der Armen zu vermindern. In dieser Lage schien es nicht möglich, die Aufführung neuer Gebäude zu unternehmen, wenn gleich die Kosten dadurch etwas vermindert wurden, daß die Mönche selbst mit daran arbeiteten. Aber Gottes Vorsehung half in diesem dringenden Falle. Als eine fromme Person, deren Nahmen man niemals erfahren hat, von der Verlegenheit des Klosters gehört hatte, überschickte sie die Summe von zwölf Hundert Livres. Hiermit, und mit einigen andern Beyhülfen, wurde die vorhin gedachte Wohnung für 24 neue Mönche gebaut. Der Unterhalt eines Mönchs kostete jährlich nur 30 Livres, und mehr verlangte auch der Abt für sich selbst nicht. Hieraus läßt sich schließen, daß die Arbeit der Mönche vieles ersparte.

Im Junius dieses Jahrs starb Dom Jouand, Abt von Prieres, der mit Rancé in sehr enger Verbindung gestanden hatte. Bald nach seinem Tode erfuhr letzterer, die königliche Regierung

habe befohlen, daß die strenge Observanz sich an den h. Stuhl wenden solle, um ihre Streitigkeiten mit der laten Observanz schlichten zu lassen. Die Superioren der erstern ersuchten Rancé schriftlich, sich in Paris einzufinden, um mit ihnen zu überlegen, wie die Vollziehung dieses Decrets zu hintertreiben stehe. Da es hier auf Verhütung des Umsturzes der strengen Observanz ankam, so verließ er sein Kloster am 3ten August, und reisete nach Paris.

Hier wurde lange darüber berathschlagt, wie der Recurs nach Rom, der der stricten Observanz durchaus nicht zuträglich seyn konnte, zu verhindern stehen möchte. Endlich schlug Rancé vor, sich unmittelbar an den König zu wenden. Als dieß angenommen wurde, übernahm er die Entwerfung der Bittschrift, die nachher im Publicum, wegen ihrer vorzüglichen Beredsamkeit, so vieles Aufsehen gemacht hat. Der König war damals in Nancy, und der Abt von Chatillon ward gewählt, die Vorstellung des Abts Rancé, so wie die, welche die Aebte der strengen Observanz hinzu gefügt hatten, zu überreichen, und sie hatten den gehofften Erfolg. Ohne auf das Decret der Regierung Rücksicht zu nehmen,

ernannte der König eine Unterſuchungs-Commiſſion, und behielt ſich die weitern Verfügungen ſelbſt vor.

Rancé war kaum nach ſeinem Kloſter zurück gekehrt, als die Aebte ihn von neuem dringend baten, unverweilt wieder nach Paris zu kommen. Er reiſete alſo den 13ten November 1674 abermals dahin, allein, da er ſah, daß ſich hier die Verhandlungen in die Länge zogen, ſo kehrte er vierzehn Tage darauf nach la Troppe zurück, denn er wollte ſeine Brüder auch nicht auf Einen Tag unnöthiger Weiſe verlaſſen. Nach fünf oder ſechs Wochen, mußte er ſich indeſſen, auf wiederholtes Anſuchen der Aebte, nochmals nach Paris begeben. Vier Wochen brachte er hier zu, ſeine Freunde, deren Zahl ſich täglich vermehrte, für die ſtrenge Obſervanz zu intereſſiren; allein als er ſah, daß aller Bitten ohnerachtet, die Sache ſo bald noch nicht würde entſchieden werden, ſo kehrte er in ſeine Einſamkeit zurück.

Endlich gaben einige Zeit darauf die Commiſſarien den Aebten der ſtrengen Obſervanz die Nachricht, daß die Sache zum Spruche reif ſey, und ſo wurde er zum dritten Male nach Paris eingeladen. Rancé trug aber Bedenken, die

Reiſe zu machen, weil es gerade in der Faſtenzeit, und Oſtern nahe war. Doch die Aebte vermogten zwey der vornehmſten Biſchöfe, an Rancé ſo dringend zu ſchreiben, daß er ſich zur Abreiſe entſchloß. Ein Aufenthalt von zwey Tagen in Paris war aber hinreichend, ihn auf eine Art, die keinen Zweifel mehr zuließ, zu überzeugen, daß die ſtrenge Obſervanz ihren Proceß verlieren werde. Dieß ſagte er den Aebten, und ging nach la Trappe zurück.

Dieß traf auch richtig ein. Man hatte die Commiſſarien überredet, daß wenn ſie ein, für die ſtricte Obſervanz, günſtiges Urthel fällten, die auswärtigen Aebte nicht mehr zum Generalkapitel kommen, und ſich von dem Abte von Ciſteaux unabhängig machen würden. Aus dieſem Grunde allein erhielt letzterer alles, was er verlangt hatte. Hierbey iſt es auch nachher geblieben.

Der Abt Rancé ſchickte ſich in dieſen üblen Ausgang mit ſeiner gewöhnlichen Ergebung in den Willen Gottes, doch ſchmerzte ihn dieſer Erfolg um ſo mehr, da man ihm zugleich von mehreren Orten her meldete, daß man damit umgehe, die in ſeinem Kloſter eingeführte Disciplin zu mildern, und daß man in Rom, wo man ihn

ſelbſt verdächtig gemacht habe, dem Abt von Ciſteaux hierin behülflich ſeyn würde.

Von dieſen Vorgängen gab er ſeinen verſammelten Kloſterbrüdern im allgemeinen Nachricht, und ſetzte hinzu: Nach einem ſo unerwarteten Vorfalle, müſſe man von Seite der Menſchen alles befürchten. Es ſey ihnen indeſſen bekannt, daß die Standhaftigkeit der Heiligen nie feſter, ihr Vertrauen nie lebhafter geweſen ſey, als gerade, wenn ſie von der Stimmung der Menſchen am wenigſten zu erwarten gehabt hätten. Sie wüßten, alles ſey in Gottes Hand, ſeine Rathſchlüſſe von Ewigkeit her gefaßt, unabhängig von denen der Menſchen, und daß ſie, gegen deren Willen und Widerſtand, dennoch täglich vollzogen würden. Wahr ſey es, daß, wenn man dem verderbten Zeitgeiſte folge, und bloß die Klugheit des Fleiſches in Anſehung des jetzigen Zuſtandes des Kloſters beachte, auf das Hinſterben einer großen Zahl von Brüdern, und auf den ſchwächlichen Zuſtand der noch lebenden Rückſicht nehme, man alles auf die ſtrenge Lebensart ſchieben, und man ſich leicht entſchlieſſen würde, ſich auf Unkoſten der wenigen Buße, die man im Kloſter thue, Stärke und Geſund-

heit zu verschaffen, auf diese Art aber aus falscher Klugheit und mit wahrhafter Treulosigkeit, den engen Weg der heiligen Väter verlassen, und die breite Heerstraße wandeln werde. Wenn man sich hingegen von der wahren Weisheit leiten lasse, wenn man den Beyspielen und Vorschriften der Heiligen folge, und im Geiste des Glaubens handle, so werde man sich mit neuem Eifer beseelen, und neue Verpflichtungen eingehen, die Ordensregel in der Art, wie bisher, zu beobachten.

Gerührt von diesem Vortrage, erklärten die Mönche ihren Entschluß von neuem, in Ausübung der von ihnen erwählten Buße zu leben und zu sterben. Rancé schlug ihnen daher eine Erneuerung ihrer Gelübde vor, und als sie alle hierin gewilliget hatten, versammelten sie sich am 26ten Jun. 1675, als dem Tage, wo ihr Abt Profeß gethan hatte, außerordentlich im Kapitel, und sprachen laut eine vom Abte vorgelesene feierliche Erklärung nach, wodurch sie sich gegen Gott verpflichteten, bis an das Ende ihres Lebens, der jezt im Kloster eingeführten Verfassung genau nachzukommen, in keinem Stücke und unter keinerley Vorwand davon jemals abzugehen, auch

denen, die etwa verſuchen möchten, eine Aenderung darin zu machen, oder eine Milderung einzuführen, ſich durch alle erlaubte und rechtliche Mittel zu widerſetzen.

Die Vorſicht des Abts, hierdurch eine Erſchlaffung in Zukunft zu verhüten, wäre nicht nöthig geweſen; denn weder von Seiten Roms, noch von Seiten des Abts von Ciſteaux wurden die frommen Einſiedler weiter geſtört. Im Gegentheil waren ihnen die Päbſte Innocenz XI. und XII. ſehr geneigt, ſchätzten ſie, und ließen ihnen bey jeder Gelegenheit, wo ſie deſſen bedurften, ihren Schutz angedeihen.

Im April 1675 bekam Rancé, ob er gleich die Stelle verbeten hatte, von den Aebten von Ciſteaux und Clairvaux eine Aufforderung, als Viſitator und Generalvikar die Ciſterzienſerklöſter in der Normandie, ohne Aufſchub zu bereiſen. Er lehnte dieſen Auftrag indeſſen abermals ab, und auf ſein inſtändiges Bitten gewährte man ihm endlich ſein Geſuch. Dieß iſt ſchon Beweis genug, wie ſehr man ihm unrecht that, ihn der Herrſchſucht zu beſchuldigen, und daß er ſeinem Ehrgeize und dem Hange Aufſehen zu machen, alles aufopfre; ja ſogar die Verleumdung, auszu-

ſprengen, daß er von ſeinen Brüdern Dinge verlange, die er ſelbſt nicht ausübe. Der einzige wahre Grund, warum er jene Stelle nicht annahm, war der, daß er ſich ganz der Herſtellung der urſprünglichen Disciplin in ſeinem Kloſter ungeſtört widmen wollte.

Um dieſe Zeit ſtellte er das ehemals in den Klöſtern allgemein üblich geweſene gemeinſchaftliche Leſen wieder her, zu dem Ende er den Kreuzgang im Kloſter mit Bücherſchränken, Tiſchen und Bänken verſehen ließ. Bisher war dieß ein Durchgang für die Fremden geweſen, für die aber nunmehr ein andrer Zugang zur Kirche angelegt wurde.

Von der Zeit an, daß Rancé regulirter Abt von la Trappe ward, nahm man hier alle Fremde mit großer Gaſtfreiheit auf. Man logirte und bewirthete ſie mehrere Tage, ohne nur einmal zu fragen, wer, oder woher ſie wären. Ganz unbekannte, ſelbſt ſolche Perſonen, mit denen man unzufrieden zu ſeyn Urſache hatte, oder die wegen ihres armſeligen Aufzugs ſonſt überall abgewieſen wurden, fanden hier eine eben ſo aufmerkſame und liebreiche Aufnahme, als wenn ſie Freunde, oder Leute von Stande geweſen wären.

Es schien, als wenn man in diesem Hause die von Gott Anfangs unter den Menschen eingeführte Gleichheit hätte wieder herstellen wollen. Zwey von den Brüdern, nebst mehreren Gehülfen (Donnés *)) sind mit Bedienung der Fremden beauftragt, und sorgen für ihre Bedürfnisse mit solcher Ehrerbietung und Pünktlichkeit, als wenn sie in deren Diensten stünden. Schon oben ist bemerkt worden, daß die Gäste das nämliche Essen bekommen als die Mönche, nur besser zubereitet, in größeren Portionen, und außerdem auch Eier. Die Bedienung geschieht stillschweigend. Während dem Essen wird „aus der Nachfolge Jesu Christi" vorgelesen, und die Fremden

*) Donnés, (Collati,) sind Personen, die sich und ihr Vermögen einem Kloster schenken, und darin nach dessen Regeln leben, ohne weder Mönche, noch des Klosters Leibeigene zu seyn. Im Kloster la Trappe werden unter dem Ausdrucke „Frères donnés" auch solche religiöse Personen verstanden, welche durch Geschäfte oder Verbindungen gehindert werden, sich gültig aufnehmen zu lassen, die aber sich auf eine gewisse Zeit nach la Trappe begeben, um sich von der Welt zurück zu ziehen, und auf so lange befolgen sie alle hier geltende Vorschriften. A. d. H.

Fremden hören ebenfalls schweigend zu. Nach dem Essen gehen die, welche im Kloster bleiben, auf ihre Zimmer, wo man ihnen die nöthigen Erbauungsschriften giebt; oder sie gehen auf ein an ihr Zimmer stoßendes großes Chor in der Kirche, um ihre Andacht zu verrichten. Hier wohnen sie gewöhnlich dem Gottesdienste der Mönche bey Tage und bey Nacht bey.

Die Zahl der Fremden, welche bey Lebzeiten des Abts Rancé das Kloster besuchten, belief sich jährlich auf sechs Tausend. Mehrere von diesen blieben mehrere Tage, ohne daß die frommen Einsiedler ihr liebreiches Betragen gegen sie änderten, und ohne daß deren Gegenwart auf ihre Ruhe oder ihre Verrichtungen Einfluß gehabt hätte.

Rancé war kaum regulirter Abt von la Trappe geworden, als er darauf dachte, ein Hospital für Arme zu erbauen, und die Krüppel aus der Gegend darin aufzunehmen. Dabey hatte er die Absicht, sie durch einige der Mönche bedienen zu lassen, und diese dagegen von Handarbeiten zu befreien. Er würde dieses Vorhaben auch ausgeführt haben, wenn nicht einige fromme und verständige Männer ihn auf die da-

mit verknüpften bedenklichen Folgen aufmerksam gemacht hätten. Statt dessen übte er gegen die Armen eine Mildthätigkeit aus, die vielleicht in den letzten Jahrhunderten kein Beyspiel gehabt hat. Er betrachtete aber auch die Einkünfte des Klosters, als wenn sie den Armen gehört hätten, und als wenn die Mönche nur in der Eigenschaft von Armen daran Anspruch machen könnten. In dieser Rücksicht hütete er sich vor allen überflüssigen Ausgaben. Die für die Mönche betrugen nur wenig, und der ganze Ueberschuß wurde jährlich dazu bestimmt, die Dürftigen in zufälligen Nöthen zu unterstützen; denn, was die Bedürfnisse des Tages betraf, so wurde diesen immer auf der Stelle abgeholfen. Wöchentlich ließ er zwey Male an alle sich einfindende Armen Brod und Erbsen austheilen. Es gab Jahre, wo er von der Fastenzeit an, bis zur Mitte des Augusts, in jeder Woche an vier Tausend fünf Hundert Arme speisete. Darunter war keiner, der nicht wenigstens ein Pfund Brod erhielt. Außerdem unterstützte er noch mehrere arme Familien in der Nachbarschaft mit Brod und Geld, so wie arme Kranke und Pfarrer. Jeder dringenden Noth, von der er etwas erfuhr,

ſuchte er abzuhelfen. So ſchenkte er einſt einem Abte, deſſen Kloſter abgebrannt war, und deſſen Mönche ſich in großer Verlegenheit befanden, fünf Hundert Livres. Einen Privatmann, der in das äußerſte Elend gerathen war, und ſeine Zuflucht zu ihm genommen hatte, verpflegte er acht Wochen lang im Kloſter, ließ ihn neu kleiden, unterſtützte ihn mit ſeinem guten Rath und Credit, und ſchenkte ihm beym Abſchiede hundert Livres. Als einige fromme Perſonen ihm von der Noth eines armen, kürzlich bekehrten Mädchens Nachricht gaben, überſchickte er zwey Hundert Livres zu ſeiner Unterſtützung. Er ließ einige junge Leute, deren gute Fähigkeiten ihm bekannt waren, auf Koſten des Kloſters ſtudieren, in der Hoffnung, daß ſie einſt der Kirche nützliche Dienſte leiſten würden. Eben ſo ließ er die Söhne mehrerer armen Eltern Handwerke erlernen. Zu Errichtung einer Mädchenſchule in Mortagne gab er eine beträchtliche Summe her.

Wenn man bedenkt, daß die Abtey la Trappe nicht mehr als zehn Tauſend Livres Einkünfte hatte; daß der Convent aus beynahe hundert Perſonen an Mönchen, Layenbrüdern und Ge-

hülfen (Donnés) bestand; daß das Kloster zu öffentlichen Lasten beytragen mußte; daß man von Novizen nichts nahm; daß Reparaturen und neue Gebäude, so wie die Bewirthung der Fremden große Ausgaben verursachten: Dann begreift man in der That nicht, wie es dem Abte Rancé möglich war, so viel auf Almosen zu verwenden, so daß selbst des reichsten Mannes Vermögen dadurch würde erschöpft worden seyn. Indessen muß man annehmen, daß eine strenge Lebensart, die sich mit so wenigem begnügte, die Handarbeiten, das Vertrauen auf Gott und der Segen, der sich immer über diejenigen verbreitet, welche sich der Vorsehung überlassen, unerschöpfliche Quellen sind, worin man Hülfsmittel findet, die kaum der größte Reichthum gewähren würde.

Seine Wohlthaten theilte Rancé mit vieler Ueberlegung aus. Wenn z. B. ein Kranker an die Klosterpforte kam, so ließ er ihm nicht etwa Brod, sondern Geld geben, damit er dadurch in den Stand gesetzt würde, sich die nöthige Hülfe verschaffen zu können. War die Kleidung eines Armen gänzlich zerrissen, so ließ er ihn neu kleiden. Bey solchen Gelegenheiten pflegte er zu dem Pater Kellner zu sagen: Mein Bru-

der! Wenn Sie Allmoſen geben, ſo geben Sie ja reichlich; nicht Thaler, ſondern Piſtolen, damit dem Armen für mehr als einen Tag geholfen, und nicht bloß ſeine jetzige Noth, ſondern auch ſein künftiger Hunger geſtillt werde.

Im Jahre 1678 entſtand ein ſolcher Mangel, daß man an den Tagen, wo Almoſen ausgetheilt wurden, zwey bis drey Hundert Arme an der Kloſterpforte zählte, und wöchentlich beynahe drey Tauſend. Es zerriß Rancé das Herz, ſo viel Elend anſehen zu müſſen, ohne daß es möglich war, ihm abhelfen zu können. Bloß ſein Vertrauen auf Gott richtete ihn auf, und ſo mochte er nicht weiter daran denken, was daraus werden könnte, wenn der Mangel noch länger anhalten ſollte, ſondern er fuhr fort, die Armen bis in den Julius des folgenden Jahrs zu unterſtützen.

Außer denen, die von ſelbſt zum Kloſter kamen, ſuchte er, ſo zu ſagen, die Armen ſelbſt auf, denn er zog von den Pfarrern der umliegenden Gegend über die Bedürfniſſe ihrer Kirchſpiele Erkundigung ein. Er ſorgte auch noch über ſeine Lebenszeit hinaus für die Dürftigen, indem er folgende Verordnung machte:

„Der Verpflegung der Armen soll sich das Kloster mit größter Sorgfalt annehmen; außer dem Brod und den Speisen, die im Refectorium übrig bleiben und man die ihnen gewöhnlich giebt, soll jeder, der es besonders bedarf, am Gelde bis zu einem Thaler, oder einer halben Pistole erhalten. Dieß ist von Durchreisenden und solchen zu verstehen, die man nicht kennt; was hingegen Leute aus der Provinz und aus der Nachbarschaft des Klosters betrift, so wird in Ansehung ihrer keine Summe bestimmt, sondern man unterstütze sie so, wie es ihr Bedürfniß erfordert, und die Umstände des Klosters es gestatten."

Bis zum Jahre 1674 hatte das Kloster, der darin eingeführten strengen Lebensart ohnerachtet, nur wenig Kranke gehabt. Aber gerade als man am wenigsten daran dachte, wurden mehrere Mönche von Entzündungsfiebern und andern Krankheiten befallen, und sie trafen, zu Rancé's größtem Schmerze, gerade diejenigen, welche ein Muster für die übrigen, und am meisten im Stande waren, die neue Disciplin im Gange zu erhalten. Endlich ward in der Fastenzeit des Jahrs 1676 der Abt selbst so krank, daß er

ſich in das Krankenhaus mußte bringen laſſen, das er erſt im Monath Auguſt wieder verlaſſen konnte. Die Krankheit hatte ihn aber dergeſtalt entkräftet, daß er von dieſer Zeit an keinen Theil mehr an den Handarbeiten nehmen, auch nicht mehr ſo oft, als er ſonſt gewohnt war, Kapitel halten konnte. Lange Zeit quälte ihn ein ſchleichendes Fieber, das ihn auszehrte, und er empfand dabey eine innere Hitze, die ſich durch nichts dämpfen ließ. Während er in dieſem Zuſtande ſich befand, dauerten die Krankheiten unter ſeinen Mönchen noch immer fort, und der Prior nebſt dem Subprior ſtarben. In wenigen Jahren wurden dreißig der eifrigſten Mönche durch den Tod hinweg geriſſen. Dieſer Verluſt ſchien unerſetzlich, und man kann nicht leugnen, daß Rancé dadurch erſchüttert wurde; allein das Vertrauen auf Gott verlor er dennoch nicht. Aeußerlich hatte zwar dieſes alles auf die Verfaſſung und Disciplin des Kloſters keinen Einfluß, denn dieſe blieben noch immer die nämlichen; aber die innere Andacht, der Eifer im Gottesdienſte, in der Buße und Demuth, waren nicht mehr ſo lebhaft, und die Liebe der Brüder ſchien etwas abgenommen zu haben.

Dieſer ſchmachtende Zuſtand dauerte bis gegen das Ende des Jahres 1680. Die Krankheiten hatten nun aufgehört, und der Abt hatte ſich wieder etwas erholt. Jezt meldeten ſich auch von neuem mehrere Novizen; geſunde, eifrige, fromme Menſchen. Die Zahl der Mönche nahm zu, die Andacht wuchs, der Eifer vermehrte ſich, die Liebe der Brüder wurde lebendiger. Kurz, alles kam wieder in den Stand, worin es vor der Krankheitsperiode geweſen war. Hatte dieſe gleich die Anzahl der Mönche ſehr vermindert, ſo war Rancé dennoch in der Auswahl der Novizen ſehr ſtrenge. Auf ihre Geburt und auf das Vermögen, das ſie dem Kloſter hätten zuwenden können, nahm er dabey gar keine Rückſicht; eben ſo wenig auf Wiſſenſchaften, Talente, Stärke und Geſundheit, ſchöne Stimme, oder andere Vorzüge des Geiſtes und Körpers, die im Weltleben Vortheil verſchaffen können, oft aber nachtheilig ſind, wenn es darauf ankömmt, ſich zu einem Heiligen zu bilden. Bloß darauf nahm er Rückſicht, ob ſie die nöthigen Eigenſchaften beſäßen, die Regel des Kloſters zu befolgen. Dieß zu erforſchen, beſaß er ein ganz eigenes Talent, daher er ſich auch nur ſelten betrog.

Da er Leute aus allerley Ständen aufnahm, so theilte er den Convent in drey Klassen: In Mönche, die zu Chore gingen, in Layenbrüder, und in Gehülfen. (Donnés.) Zu den erstern wählte er die, welche einige Studien besaßen, zu den andern die unstudierten, die indessen irgend eine Kunst oder ein Handwerk gelernt hatten; zu den dritten, solche die weder die Kenntnisse besaßen, noch ein Handwerk verstanden, oder die er nicht zu einem mehreren zu verpflichten für gut fand.

Alter und Schwachheit schließt fast bey allen andern Orden von der Aufnahme aus, weil man sich hütet, Subjecten den Eintritt zu verstatten, die dem Kloster lästig seyn würden. Hierauf nahm aber Rancé keine Rücksicht. Er glaubte, je kürzere Zeit man noch zu leben habe, je näher man dem Zeitpunkte sey, vor Gottes Gericht zu erscheinen, desto nöthiger werde es, Buße zu thun, daher er auch alte und schwache Männer aufnahm, und man muß gestehen, daß sie die schwere Last der Disciplin mit einem Muthe ertrugen, daß kaum die jüngsten und stärksten es ihnen gleich thun konnten.

Eben deßhalb, weil zu la Trappe die Buße so äußerst streng war, fanden sich daselbst die größten Sünder ein, und wurden aufgenommen. Man sah hier Menschen, die mit Verbrechen beladen waren, und ihren Taufbund auf tausenderley Art verletzt hatten; sie waren aber im Kloster gerade das Gegentheil von allen dem, was sie in der Welt gewesen waren.

Unter den Layenbrüdern und Gehülfen (Donnés,) gab es einige, die aus rohen, unwissenden Menschen, denen alle, mit gänzlichem Mangel an Erziehung und Unterricht gewöhnlich verknüpfte, Fehler anklebten, gescheute, brauchbare, folgsame, immer mit Gott und mit Erfüllung ihrer Pflichten beschäftigte Leute wurden, dabey voll Liebe gegen ihre Brüder, voll der Einfalt, die das Evangelium empfiehlt, und jezt aller Tugenden fähig, die sie auch so treulich auszuüben suchten, daß Rancé sie eben so sehr schätzte, als die disciplinirtesten Chormönche, die es in der Vollkommenheit am weitesten gebracht hatten.

Die Zahl der Mönche, Layenbrüder und Gehülfen stieg zuletzt bis auf Hundert und funfzig; sie würde auf vier bis fünf Hundert ge-

ſtiegen ſeyn, wenn die Einkünfte und die Gebäude des Kloſters es erlaubt hätten.

Der neue Abt von Prieres, (denn der vorige, von dem oft die Rede geweſen iſt, war einige Zeit zuvor geſtorben,) beſuchte im Jahre 1676 die Abtey la Trappe. Schwerlich konnte jemand mehr gegen den Abt Rancé und gegen die von ihm eingeführte Disciplin, eingenommen ſeyn, als er es war. Er hatte alles geglaubt, was man nachtheiliges von beiden im Publicum verbreitet hatte. Er erwartete daher nichts anders, als in Rancé einen harten, ſtolzen Mann zu finden, der ſeine Mönche wie Sclaven behandle, der ihnen unerträgliche Laſten aufbürde, ſo daß dieſe ihn als ihren Tyrannen betrachteten. Er war aber ſehr verwundert, als er die Mönche, nicht Einen ausgenommen, mit ſich ſelbſt und mit ihrem Abte einig, alle durch das Band zärtlicher und achtungsvoller Liebe mit einander verbunden fand, und ſtatt über die Härte ihres Abts Klagen zu hören, das Lob ſeiner Güthe, Sanftmuth und Vorſorge vernahm. Vollends erſtaunte er darüber, daß ſie ihre Art zu leben, noch nicht ſtrenge genug fanden, weil ſie mit ihren Sünden noch immer in keinem Verhältniſſe

ſtehe. So kam denn der Abt von Prieres von ſeinen Vorurtheilen zurück, und überzeugte ſich, daß Rancé nichts weniger als ein Sonderling war, und daß er im Grunde nichts anders gethan hatte, als die Vorſchriften und alten Gebräuche der Vorfahren im Ciſtercienſerorden, in ſeinem Kloſter ausüben zu laſſen. Dieß brachte ihm für den Mann eine ſo große Hochachtung bey, daß er nicht Worte genug finden konnte, ſie auszudrücken. Er machte auch im Kloſter nicht die geringſte Abänderung, ſondern begnügte ſich bloß damit, in dem aufgenommenen Protocoll die Mönche zu ermahnen, in der nämlichen Einigkeit, Andacht und Buße, worin er ſie gefunden habe, fort zu fahren.

Im nämlichen Jahre, (1676) trug ſich folgender ſonderbarer Vorfall im Kloſter zu. Ein Franziskanermönch, der ohngefähr dreißig Jahre alt war, und der während der Faſten in den benachbarten Dörfern geprediget hatte, kam einige Tage nach Oſtern, aus bloßer Neugier, in's Kloſter la Trappe. Den Tag nach ſeiner Ankunft äußerte er in einer Unterredung mit dem Abte, daß er ein großes Verlangen fühle, in dieſes Kloſter ſich aufnehmen zu laſſen, aber er

könne ſich hierzu jezt noch nicht entſchließen, weil er noch ſo jung ſey, und die ſtrenge Lebensart ihn zurück ſchrecke; in einigen Jahren aber möchte er dieſen Vorſatz wohl ausführen. Rancé fragte ihn, ob er denn ſicher ſey, noch ſo viel Jahre zu leben? Ob er in die Beſtändigkeit ſeines Vorſatzes kein Mistrauen ſetze, da man dieſen ſo leicht ändre, wenn es darauf ankomme Gutes zu thun? Endlich, ob er auch verſichert ſey, daß Gott ihm dann dieſe Gnade werde widerfahren laſſen? Wenn Eins von dieſen Dreyen fehl ſchlägt, fuhr Rancé fort, was wird dann aus Ihrem Vorſatze, was wird aus Ihrer Beſſerung werden? Iſt es erlaubt, den Verluſt einer ſo wichtigen Sache zu wagen, wobey es auf nichts geringeres, als auf Ihr ewiges Glück oder Unglück ankömmt? — Gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit redete der Abt dem Franziſcaner ſtark zu, die Ausführung eines ihm ſicher von Gott eingegebenen Vorſatzes nicht aufzuſchieben. Was er aber auch ſagen mochte, ſo blieb der Mönch dennoch bey ſeinem Entſchluſſe, und gleich nach dieſem Geſpräche, ging er in die Kirche, las die Meſſe, und bald darauf wurde er in den Fremden-Saal zu Tiſche geführt. Anfangs aß er mit

vielem Appetit, aber in der Mitte der Malzeit, verlor er auf einmal alles Bewußtseyn, und befand sich so übel, daß man ihn auf ein Bett bringen mußte. Rancé eilte sogleich herbey, und ließ alle Mittel anwenden, ihn wieder zu sich selbst zu bringen, allein alles war vergeblich. Er starb eine Stunde darauf, ohne daß er Besinnung und Sprache wieder erhalten hatte. So trug man denn, zur Bestürzung des ganzen Klosters, am Abend den als einen Todten zur Kirche, den man darin am Morgen noch völlig gesund gesehen hatte. Der Abt ließ ihn mit eben den Ceremonien begraben, die beym Absterben eines Trappisten üblich sind, und sein Grab wird noch jezt auf dem Klosterkirchhofe gezeigt.

Rancé wußte, daß nach seinem Tode, oder nach seiner Abdankung, die Abtsstelle wieder durch einen weltlichen Abt besetzt werden sollte; um nun der von ihm eingeführten Disciplin auch für die Zukunft Dauer zu verschaffen, welches nur geschehen konnte, wenn an der Spitze des Klosterconvents ein Mann stand, der von dem Geist, den Gesinnungen und Grundsätzen, die jezt darin herrschten, durchdrungen war, so bat er im Jahre 1677 den Pabst und den Kö-

nig, dem Kloſter das Wahlrecht eines Priors zu bewilligen. Durch zwey päbſtliche Breven wurde hierauf dem Kloſter verſtattet, in dem Falle, daß ein weltlicher Abt die Abtey erhalten ſollte, aus ſeiner Mitte einen Prior zu erwählen, jedoch immer nur auf drey Jahre, die aber, nach Gutfinden ſo lange verlängert werden könnten, als man es dem Kloſter zuträglich finde. Von Seite des Königs wurde das nämliche bewilliget. Außerdem bewirkte Rancé auch, daß alle von ihm im Kloſter getroffene Einrichtungen vom Pabſte beſtätiget wurden. Dieß brachte des Abts Feinde auf einige Zeit zum Schweigen, denn man wagte es nicht, das zu tadlen, was der Pabſt gut geheißen hatte.

Bey Inſtandſetzung der verfallenen Kloſtergebäude hatte Rancé die Abtswohnung damit vereiniget. Aus Beſorgniß, daß wenn die Abtey wieder weltlich werden ſollte, der Abt die Mönche beunruhigen, und alles das, was ſeinen Vorgängern zugehört hatte, zurückfordern möchte, ließ Rancé im Jahre 1678 außerhalb der Ringmauer ein Wohnhaus für den weltlichen Abt erbauen. Dieſe kluge Vorſicht wurde von jedermann gebilliget.

In eben dieſem Jahre kam der Abt von Prieres zum zweitenmale nach la Trappe. Da er die Mönche eben ſo einig, fromm und bußfertig als bey ſeinem erſten Beſuche fand, ſo traf er abermals keine Verfügungen, ſondern das abgehaltene Protocoll enthielt bloß Dankſagungen, daß Gott fortfahre, das Kloſter zu ſegnen. Er bezeugte darin: daß von acht und vierzig Mönchen, aus denen der Convent damals beſtand, auch nicht Einer eine Erleichterung der Disciplin verlangt, oder auf die entfernteſte Art einen Wunſch deßhalb geäußert habe, ob ſich gleich unter ihnen achtzigjährige, ſchwächliche Greiſe befänden, daß dieſe vielmehr auf eine Verordnung, ſie auf einerley Art im kranken als geſunden Zuſtande zu behandeln, angetragen, und die übrigen das Verlangen geäußert hätten, ihre Bußübungen noch zu vermehren. Das einzige, was der Abt von Prieres verfügte, war eine ſchriftliche Anweiſung an den Pater Kellner: Für die Perſon des Abts Rancé beſondre Sorge zu tragen, ſowohl in Anſehung der Speiſe, als der Medicamente, die zu Herſtellung ſeiner Geſundheit dienen könnten, und er ſetzt hinzu: Ihn ſelbſt aber, den Abt, weiſen wir im Geiſte

der

der Liebe und Gerechtigkeit, hiermit an, Euch in allem dieſem Folge zu leiſten, und halten uns überzeugt, daß er dieſes thun, und ſich erinnern werde, daß Gott ſelbſt den Willen derer erfüllt, die ihn fürchten.

Rancés Strenge gegen ſich, ſelbſt während ſeiner Krankheit, hatte auf den Abt von Prieres einen ſo tiefen Eindruck gemacht, daß als ihn zwey Jahre darauf die Krankheit befiel, an der er ſtarb, er ſich unter Vergießung vieler Thränen vorwarf, Rancés Buße nicht genugſam nachgeahmt zu haben. Er trug noch ſterbend einem ſeiner Mönche auf, nach ſeinem Tode, den Abt, der Hochachtung und Bewunderung zu verſichern, die er für ihn bis zum letzten Hauche ſeines Lebens empfunden habe, ſo wie des Vertrauens, das er auf ſein und ſeines Kloſters Gebet ſetze, und daß er Gott bitte, ſie täglich mit immer mehr Gnade zu überſchütten. Alles dieſes meldete der Mönch dem Abt von la Trappe in einem Schreiben, ſo bald jener geſtorben war.

Um dieſe Zeit erhielt Rancé in ſeiner Einſamkeit Beſuch von einigen Freunden, die ihm ſagten, daß man nichts geſpart habe, bey Hofe

seine Person und seine Lehre verdächtig zu machen. Sie riethen ihm daher, sich durch eine Druckschrift öffentlich zu erklären; am stärksten drang hierauf der Marschall von Bellefond, der zu seinen besten Freunden gehörte. Anfangs lehnte Rancé dieß ab, weil er es für eigenliebig hielt, auf Veranlassung eines leeren Gerüchts das Publikum von seiner Lehre zu unterrichten. Wenn hingegen seine Obern darüber von ihm Rechenschaft fordern würden, so werde er sie mit der Aufrichtigkeit eines Christen, und der Einfalt eines Mönchs ablegen. Da sie selbst indessen, seine Freunde, seine Gesinnungen vollkommen kennten, so bitte er sie, so oft sie es nöthig fänden, ein Zeugniß darüber abzulegen, und dem würde man, bey ihrem bekannten Character, Glauben beymessen.

Nach des Marschalls v. Bellefond Rückkehr, schrieb ihm dieser aus Paris: Man mache sich sein Stillschweigen zu Nutz; es sey hohe Zeit, daß er sich erkläre. Dieß veranlaßte Rancé, an den Marschal das bekannte Schreiben vom 30sten Nov. 1678 zu erlassen, das so viel Gerede in der Welt gemacht hat. Er erklärt darin umständlich seine Gesinnungen, und sagt unter an-

dern, daß er es immer für Pflicht gehalten habe, ſich ſeinen Obern, dem Pabſte und ſeinem Diöceſanbiſchofe, zu unterwerfen, daß er daher das gethan, was ſie von ihm verlangt hätten, mithin das Formular, die Lehrſätze des Janſenius betreffend, unbedingt und ohne Vorbehalt unterſchrieben, und ſich bey dieſen Streitigkeiten ſo zurückhaltend betragen, daß er nicht nur davon niemals geſprochen, ſondern auch verhindert habe, daß ſein Kloſter nichts davon erfahren, ſo daß darin weder von der Streitfrage ſelbſt, noch von den Perſonen, die darüber geſtritten hätten, jemals die Rede geweſen ſey. Ueberhaupt habe er immer geglaubt, daß Gott nicht von ihm fordre, über Glaubenslehren zu ſtreiten, ſondern, daß er die Wahrheiten, welche ſie lehrten, ausüben ſolle, und daß er ohne einen ausdrücklichen Befehl von Gott, eine Lage nicht verändern dürfe, die ſeinem Zuſtande ſo vollkommen angemeſſen ſey. Er hege ganz und gar nicht beſondre Meinungen, ſondern befolge von jeher die Lehre des h. Thomas. „Was die chriſtliche Moral betrift, ſo bekenne ich mich öffentlich zu der, die Jeſus Chriſtus in ſeinem Evangelium gelehrt hat, und wie ſolche von den heiligen Vätern er-

klärt worden ist. Dieß halte ich für die wahre Quelle, aus welcher die Christen die Vorschriften ihres Thuns und Lassens schöpfen müssen. Ich halte mich vollkommen überzeugt, daß man sich vor allen übertriebenen Meinungen zu hüten habe, und die Dinge nicht bis auf einen Punkt treiben dürfe, den Niemand erreichen kann; auf der andern Seite hingegen eben so sehr, daß es gefährlich sey, den engen Weg über die von Jesu bezeichneten Grenzen hinaus, breiter zu machen ꝛc.

Die Urtheile über dieses Schreiben fielen sehr verschieden aus. Einige konnten nicht begreifen, wie ein Mann, der sich lieber von der Sorbonne hatte ausschließen lassen, als Arnaud verdammen wollen, jezt Gesinnungen äußern könne, die denen des letztern ganz entgegen gesetzt sind. Andre glaubten, daß wenn er nicht auf die Erhaltung seines Klosters, das sein Werk war, Rücksicht genommen hätte, seine Erklärung ganz anders ausgefallen seyn würde. Wieder andre sagten hingegen: Es trage sich oft zu, daß man im Alter die in jüngeren Jahren gehabten Meinungen aufgebe, und im Grunde habe Rancé die seinigen nicht einmal geändert, sondern

seit seiner Reise nach Alet, in Ansehung der Unterzeichnung des Formulars, sich immer auf einerley Weise geäußert. Ohne Liebloſigkeit könne man nicht annehmen, daß er jezt, wo es auf nichts geringeres als auf Ablegung eines Glaubensbekenntnisses angekommen sey, sich verstellt haben sollte. Er habe von seiner Uneigennützigkeit und Verachtung alles Zeitlichen so große Beweise gegeben, daß es höchst ungerecht seyn würde, ihn zu beschuldigen, er opfre sein Gewissen politischen Absichten und weltlichen Zwecken auf.

Rancé's Widersacher konnten ihm aber das Schreiben an den Marschall von Bellefond nicht verzeihen; sie gaben sich vielmehr alle Mühe, Arnaud und Nicole zu vermögen, gegen ihn zu zu schreiben. Allein ersterer antwortete: Er werde sich hüten, einen Mann zu verschreien, dessen Bekehrung der Kirche so viele Ehre gebracht habe; und Nicole erklärte: Er würde sich lieber die rechte Hand abhauen lassen, als seine Feder gegen einen Mann gebrauchen, dessen Tugenden er hochachten müsse.

Als Rancé erfahren mußte, daß die Beschuldigung: Er habe in dem Schreiben an den Marschal seine wahre Gesinnungen verhehlt, noch

immer fortdaure, machte er unter dem 20sten Jul. 1684 eine Erklärung bekannt, worin er versichert, daß er die Schriften des Jansenius nicht einmal gelesen habe, und nur die Punkte daraus kenne, welche vom Pabste verworfen worden, dessen Urtheile er sich unbedingt unterwerfe. So vertheidigt er sich auch gegen die ihm in Ansehung andrer Glaubenssachen gemachten Vorwürfe, die wir aber hier übergehen, da alle diese Streitigkeiten längst vergessen sind.

Im Jahre 1679 ließ er die baufällige Kirche des Klosters durchaus repariren, und nachher den hohen Altar verzieren, ohne jedoch die sich zur Pflicht gemachte Simplicität aus den Augen zu setzen. Die vornehmste dieser Zierrathen bestand aus der schönen Statüe der h. Jungfrau, die er statt der, welche im Anfange der Reform aufgestellt worden war, in der Art auf den hohen Altar setzen ließ, daß sie die Monstranz trug, worin das h. Sacrament war.

Das Gerücht von den, wie vorhin gedacht, zu la Trappe herrschenden Krankheiten, und der großen Zahl von Mönchen, die jährlich starben, verbreitete sich im Publicum, welches diese Zufälle der schlechten Nahrung, dem Fasten und

der ſtrengen Lebensart zuſchrieb. Darüber betrübte Rancé ſich ſehr. Er beklagte ſich in einem Schreiben an einen Prälaten, der ſein Freund war, daß die Welt, obgleich die Trappiſten ſie verlaſſen hätten, ſich um ſie noch immer bekümmere, und ihnen das zu rauben ſuche, was ſie doch nicht geben könne. Menſchen aus allen Ständen machten ſich ein Geſchäft daraus, ihnen nach Gefallen Dinge nachzuſagen, wodurch ſie ſie verhaßt zu machen ſuchten. „Da wir indeſſen, (fährt er fort) ihnen gar nicht zu gefallen ſuchen, ſo wollen wir lieber noch der Gegenſtand ihres Haſſes, als ihrer Achtung ſeyn, und ich finde es um vieles leichter, ſeiner Seele Heil unter Verleumdungen, als unter Lobſprüchen zu bewirken. Bis jezt haben wir auf alles das Gerede wenig geachtet. Die große Zahl unſrer Brüder, die Gott zu ſich gerufen hat, vermindert den Eifer der übriggebliebenen nicht. Im Gegentheil ruhet auf dem Tode jener ein ſolcher Segen Gottes, daß, ſo wie jeder ein gleiches hofft, ſich keiner findet, der nicht an das Ende ſeines Lebens mit Vergnügen denken, und ſich darnach ſehnen ſollte.“

Das Gerede über die harte Behandlung seiner Brüder ward aber endlich so laut, daß einige Prälaten von anerkannter Einsicht und Frömmigkeit bewogen wurden, an ihn zu schreiben, damit er etwas von der eingeführten strengen Disciplin nachlassen möchte. Dieß fiel dem Abte Rancé um so mehr auf, da die nämlichen Prälaten alle seine Einrichtungen gebilliget, gelobt und ihm gerathen hatten, nichts darin nachzulassen. Zwar machte die Aenderung ihrer Gesinnungen einigen Eindruck auf ihn, doch am Ende sagte er: „Worauf kömmt es hier an? Unsre Gesundheit zu schonen, unser Leben zu verlängern? das heißt, unser Exil! und ein Glück von uns zu entfernen, dessen wir nie genießen werden, und das wir auf immer verlieren können, so lange wir in dieser Welt sind?“

Weil die Sache ihn aber nicht allein, sondern auch seine Brüder anging, so versammelte er diese, und gab ihnen von dem, was ihm die Prälaten gerathen, und den Gründen, die sie dazu vermogt hatten, umständliche Nachricht. Er überließ es hierauf ihrer eigenen Entscheidung, ob das jetzige Fasten vermindert, und der Gebrauch von Wein, von Eiern, selbst zuweilen von Fi-

ſchen, wieder eingeführt werden ſolle? Bey dieſer Gelegenheit zeigte es ſich, weſſen der Menſch fähig iſt, wenn er von der Gnade geſtärkt wird. Selbſt kein einziger Layenbruder ſtimmte für eine Erleichterung, und die übrigen erklärten: daß die zu la Trappe üblichen Bußübungen noch weit unter denen wären, die jeder um ſeiner Sünden willen vornehmen ſollte, und ſtatt davon das geringſte zu mildern, ſollte man ſie im Gegentheil noch vermehren. Das in dieſer Conferenz abgehaltene Protocoll, mit der Abſtimmung eines jeden Einzelnen, iſt öffentlich bekannt gemacht worden, und es wird hinreichend ſeyn, nur Ein Beyſpiel anzuführen, wie die Mönche geſinnt waren. Einer von ihnen hatte ſchon lange an einem heftigen Huſten gelitten, ohne ſich darüber zu beklagen; als er ſich endlich legen mußte, fand es ſich, daß ein Krebsſchaden die Schultern und den größten Theil des Rückens dergeſtalt angegriffen hatte, daß das wilde Fleiſch weggeſchnitten werden mußte. Der Mönch fuhr während der Operation fort, ſich mit einem andern in einem frommen Geſpräche zu unterhalten, gerade als wenn gar nichts vorgehe. Dieß veranlaßte den Wundarzt, den Abt zu erſuchen, dem Mön-

che zu ſagen, daß er ſeinen Schmerz auslaſſen möchte, der dadurch, daß er ihn zurück halte, ſich nur vergrößere, ſtatt daß durch Klagen die Natur erleichtert, ſelbſt die Heilung befördert werde, und daß er ſonſt auch nicht wiſſen könne, ob er in das geſunde Fleiſch ſchneide. Der Abt erfüllte zwar den Wunſch des Chirurgus, der Mönch aber antwortete mit ſanfter Miene: Worüber ſollte ich mich denn beklagen? daß ich ſo glücklich bin, nach dem Beyſpiele Jeſu Chriſti zu leiden? So glücklich, durch kurz dauernde Schmerzen die ewigen Strafen, die meine Sünden verdient haben, abkaufen zu können? Ach! mein Vater, wenn Gott uns eine ſo große Gnade erzeigt, wie kann man ſich dann zum Klagen entſchließen? So hielt er denn eine lange, grauſame Operation aus, ohne das geringſte Zeichen von Schmerz zu geben.

Unter dem 4ten Januar 1682 gab Rancé den Biſchöfen, die ihm eine Milderung der ſtrengen Kloſterzucht gerathen hatten, von der Erklärung der Glieder des Convents Nachricht, und fügte hinzu, daß die Beybehaltung der jetzigen Lebensart ihn um ſo mehr in den Stand ſetze, Arme zu unterſtützen, und Fremde zu bewirthen.

So bald die Krankheiten im Kloster aufgehört hatten, und Rancé selbst hergestellt war, wandte er einen Theil seiner Zeit auf die Ausarbeitung einiger Schriften. Sie sind folgende:

1. Ueber die Regel des h. Benedict. Diese Abhandlung ist lateinisch geschrieben, und nicht ins Publicum gekommen.

2. Schreiben an einen Abt, der ihm durch eine übersandte Dissertation zu vermögen suchte, die strenge Disciplin in seinem Kloster zu mildern.

3. Von der Heiligkeit und den Pflichten des Mönchsstandes. Dieß ist eine Art von Sammlung der seinen Mönchen in den gehaltenen Kapiteln ertheilten Instructionen. Der Styl ist so oratorisch, als in seinen Predigten, aber doch leicht und gefällig.

4. Erläuterungen über die Schriften Nr. 1. und 2, welche durch die, von gelehrten und einsichtsvollen Männern dagegen gemachte Einwürfe, veranlaßt wurden.

5. Uebersetzung und Erklärung der Regel des h. Benedict.

6. Ueberſetzung der Schriften des h. Dorotheus. *)

7. Antwort an den P. Mabillon, Benedictiner von der Congregation des h. Maurus, das Studieren der Mönche betreffend.

8. Sammlung ſeiner Maximen, nebſt einem Schreiben an Frau von Guiſe.

9. Abhandlung von den Pflichten der Chriſten. Dieß iſt nur der erſte Entwurf eines größeren Werks, das er zu ſchreiben Willens war. Veranlaſſung zu dieſem Entwurfe gaben die Bitten mehrerer angeſehenen Freunde, die ein ſolches Gegenſtück zu ſeiner Abhandlung von den Pflichten der Mönche, zu erhalten wünſchten. Aber ſeine Krankheiten und ſeine übrigen Beſchäftigungen erlaubten ihm nicht, es völlig auszuarbeiten.

10. Eine Erklärung der Evangelien, die er bey ſeiner beſtändigen Kränklichkeit in der letzten Periode ſeines Lebens, auf Verlangen ſeiner Freunde ſchrieb, ohne außer dem neuen Teſtament, irgend ein andres Buch zu Hülfe zu nehmen.

---

*) Dieſe Ueberſetzung iſt im Journal des Sçavans vom Jahre 1686 Nr. XXVIII. vortheilhaft recenſirt. A. d. H.

11. Sammlung der seinen Brüdern, in den mit ihnen gehaltenen Conferenzen, gegebenen Ermahnungen. Diese Sammlung entstand dadurch, daß einer der Mönche, der ein sehr glückliches Gedächtniß hatte, von Rancé's Vorträgen das beste und nützlichste aufschrieb und es ihm nach geendigter Conferenz zur Durchsicht und Verbesserung vorlegte.

12. Nachricht von dem Tode einiger Mönche des Klosters la Trappe.

13. Sammlung der für sein Kloster gemachten Verordnungen.

14. Sammlung seiner Briefe, in 2 Theilen.

Außerdem hat er noch andre Schriften verfaßt, die nie gedruckt worden sind.

Unter allen seinen Schriften hat die: Von der Heiligkeit und den Pflichten des Mönchsstandes, das mehrste Aufsehen gemacht. So viel ist gewiß, daß Rancé, als er in's Kloster ging, den festen Vorsatz hatte, mit den Weltleuten alle Verbindung aufzuheben, und nichts zu schreiben, was Veranlassung geben könnte, während seines Lebens und nach seinem Tode, im Publicum von ihm zu reden. Er war auch schon an zwanzig Jahre im Kloster, ehe er jene Abhandlung schrieb,

und folglich beynahe sechszig Jahre alt, überdieß fast beständig krank. Einer seiner Mönche, der mit ihm zugleich im Krankenhause war, und den er zuweilen als Secretair gebrauchte, erinnerte ihn an den Wunsch, welchen der Abt von Chatillon bey seinem Aufenthalte zu la Trappe, so dringend geäußert hatte, daß Rancé seine in den Conferenzen gehaltene Vorträge, zum Besten andrer Ordensleute öffentlich bekannt machen möchte; welches er aber abgeschlagen hatte, obgleich der Abt von Chatillon sein vertrauter Freund war. Der Mönch stellte ihm vor: Wenn er seine Ermahnungen nicht schriftlich hinterlasse, so würde er dieser Hülfe alle die Mönche berauben, die in der Folge in das Kloster träten. Lasse er sie hingegen drucken, so könnten alle Brüder sie täglich in die Hand nehmen, und er würde die Lehren, denen la Trappe die Kenntniß seiner Pflichten und seine ganze Einrichtung verdanke, dadurch verewigen, und wenn Gott sie seiner Gegenwart einst beraubt habe, würde er noch dann zu ihnen reden, und seinem Kloster zur Leitung dienen; denn nicht immer werde es Vorgesetzte von seinem Character haben, u. s. w. Dieß machte Eindruck auf Rancé, und da sein

Geiſt, trotz ſeiner Krankheit, frey war, ſo dictirte er dem Mönch die vorhin gedachte Schrift. Kaum war ſie vollendet, als ein Abt, Rancé's vormaliger Lehrer, in's Kloſter kam, und in ihm drang, ſie öffentlich bekannt zu machen. Jezt fiel Rancé ſein Anfangs gefaßter Entſchluß wieder ein, und ohne ſich lange zu beſinnen, warf er die Handſchrift ins Feuer. Halb verbrannt wurde ſie gerettet. Der vorgedachte Abt ließ nun Rancé keine Ruhe, bis er ihm verſprach, ſie herzuſtellen, und dieß geſchah auch, worauf ſie denn gedruckt wurde.

Dieſes Buch erhielt einen allgemeinen Beyfall, nicht nur in Frankreich, ſondern auch in Italien und allen katholiſchen Ländern. Nicht bloß eine Menge Privatperſonen ſind dadurch bekehrt worden; auch ganze Kloſter-Convente von beiderley Geſchlecht haben ſich darnach gebildet, weil ſie nun erſt den ganzen Umfang ihrer Pflichten kennen lernten. Indeſſen fand dieſes Buch auch ſeine Gegner, die dagegen ſchrieben, ſogar erſchienen einige beißende Satyren auf ſeinen Verfaſſer; das alles ertrug Rancé mit Geduld. Eine dieſer Schmähſchriften ward ihm gebracht, als er Geſellſchaft bey ſich hatte. Er ſelbſt las

sie vor, lobte hin und wieder den Styl oder die Wendung des Autors, und sagte, als er fertig war: „Das ist eine gute Vorbereitung, die Messe zu lesen!“ und er las sie auch gleich darauf.

Unter den Gegnern dieses Werks war der Pater Mabillon ohnstreitig der berühmteste. Was darin über das Studieren der Mönche gesagt war, fand Mabillon nicht nach seinem Geschmack, und so schrieb er nachher eine Abhandlung: Ueber die Mönchs-Studien. Sie ist ein Muster von Sanftmuth und Bescheidenheit. Rancé's Antwort darauf ist oben bey Nr. 7. schon gedacht. Vor dem Publicum hatte der Streit hiermit ein Ende. Beide Schriftsteller hörten seitdem nicht auf, sich wechselseitig Beweise von Liebe zu geben. *)

Die

*) Mabillon ließ gegen Rancé's „Réponse au Traité des Etudes Monastiques, eine höchst bescheidene Antwort unter dem Titel „Reflexions drucken, und erst mit dieser endigte sich der Streit unter beiden Schriftstellern, ward aber nach beider Absterben im Jahre 1727 erneuert, als der Benedictiner, Dom Vincent Thuillier, von der Congregation des h. Maurus, die Geschichte dieser Streitigkeit schrieb, und Mabillon darin als

Die übrigen gegen sein Werk von andern gemachten Einwürfe, beantwortete Rancé in den vorhin bey Nr. 4. erwähnten Erläuterungen.

Bald nach Vollendung dieser Schrift, ward er so krank, daß man für sein Leben fürchtete, und dieß um so mehr, da er nicht zu bewegen war, von seiner strengen Lebensart abzugehen, und solche Erleichterungen als zu Herstellung seiner Gesundheit nothwendig schienen, sich zu gestatten. Da gerade damals (1683) ein Generalkapitel gehalten wurde, so trug dieses dem Abte du Val-Richer, als Visitator der Provinz Normandie ꝛc. auf, für Rancé's Gesundheit zu sorgen, und im Nahmen des Generalkapitels ihm zu befehlen, solche Speisen und Arzneyen zu nehmen, als die Erhaltung seines Lebens erfordre. Die Vollziehung dieses Auftrags verzögerte sich einige Zeit, und da die Mönche zu la Trappe, als der Zustand ihres Abts sich immer mehr verschlimmerte, nicht wußten, zu wem

---

den Sieger erklärte, wogegen Dom Gervaise, ehemaliger Abt von la Trappe, zu beweisen suchte, daß Thuillier den Abt Rancé verleumdet, und Mabillon selbst sein Unrecht am Ende eingesehen habe. (S. Journ. des Scavans, Juin, 1715.) M. d. H.

sie ihre Zuflucht nehmen sollten, so wendeten sie sich unmittelbar an den Pabst Innocenz XI. In ihrem Schreiben vom 15ten Jun. 1683 baten sie ihn, durch seine Autorität zu vermitteln, daß ein ihnen so theures Leben, dessen Verlust für sie unersetzlich seyn würde, erhalten werden möchte. Der Pabst ließ durch den Cardinal Cibo in seinem Nahmen, unterm 5ten Sept. 1683 folgendes antworten:

Hochehrwürdige Väter!

Se. Heiligkeit hat mit Vergnügen das Schreiben aufgenommen, das Sie an ihn erlassen haben, und worin Sie so viele Liebe und Zärtlichkeit für den großen Mann ausdrücken, den Gott Ihnen zum Abt gegeben hat. Der heilige Vater hat von Ihnen mit vieler Achtung gesprochen, da er sieht, wie viele Sorgfalt und Eifer Sie zu Erhaltung dessen Lebens anwenden, in der Absicht, sich noch länger in dem Kampfe der Buße zu üben, den uns das Evangelium vorschreibt, und sich immer mehr in der durch jenen in ihrem Kloster hergestellten Disciplin zu befestigen, wie denn Se. Heiligkeit das vollkommen billiget, was derselbe so glücklich unternom-

men hat, zumal in einer so zügellosen, ausschweifenden Zeit, als die jezige ist; so wie denn auch Ihr Eifer, Höchstdieselbe mit Freude erfüllt hat. Se. Heiligkeit hält sich indessen überzeugt, daß Ihr Abt, bey der Ehrfurcht, die er für die göttlichen Gebote hat, welche uns nicht erlauben, grausam gegen uns zu verfahren, künftig für seine, ihrem Kloster noch so nöthige, Gesundheit mehr Sorge tragen werde, und Höchstdieselbe befiehlt Ihnen, ihn hieran ernsthaft zu erinnern, und hierüber im Nahmen und in Auftrag des heiligen Vaters so oft als Sie es nöthig finden, mit ihm zu sprechen. Auf Befehl Sr. Heiligkeit habe ich Ihnen dieses auf Ihr Schreiben in Antwort vermelden sollen, mit der Versicherung, daß Höchstdieselbe für Sie und Ihr Kloster eine besondre Zuneigung hege, und vermöge speciellen Auftrags soll ich Ihnen hiermit Sr. Heiligkeit liebevollen und gütigen Segen ertheilen. Was mich betrift, hochehrwürdige Väter, so ersuche ich Sie, mir Ihr Gebet bey Gott zu statten kommen zu lassen, und wünsche Ihnen alles Gute, nebst Vermehrung der Gnade unsers Herrn Jesu Christi.

Der Cardinal Cibo.

Rancé, der nichts davon wußte, daß seine Mönche an den Pabst geschrieben hatten, war nicht wenig betroffen, als man ihm die Antwort des Cardinals Cibo brachte. Da jeder Christ die Erlaubniß hat, sich unmittelbar an den Pabst zu wenden, so durfte er nichts dagegen sagen. Er unterwarf sich auch der päbstlichen Entscheidung, und ließ es diesemnach geschehen, daß als der Krankheitsstoff, der ihm schon so lange Leiden verursacht hatte, sich auf seine linke Hand warf, an dieser verschiedene Einschnitte gemacht werden durften. Bey allen noch so heftigen Schmerzen, die er litt, verlor er dennoch nichts von seiner Sanftmuth und gewöhnlichen Ruhe. Aus der linken Hand ging das Uebel in die rechte über. Den weitern Erfolg der Krankheit werden wir gegen das Ende dieser Lebensbeschreibung erzählen.

Da er während dieses Zustandes dem Kapitel nicht beywohnen konnte, so dictirte er seine Ermahnungen, und ließ sie dann darin vorlesen.

Im Jahre 1684 mußte Rancé eine neue Prüfung bestehen. Ein gewisser Mann, der oft nach la Trappe kam, ja selbst die Absicht hatte, Mönch daselbst zu werden, zeichnete das Bildniß

des Abts ohne sein Wissen, selbst ohne daß derselbe es nur ahnete. Nach diesem Portrait ließ der Zeichner einen Stempel schneiden, und davon so viele Medaillen prägen, daß sie sich bald im Publicum verbreiteten. Er hatte dabey keine weitere Absicht, als bloß die, seiner Achtung und Liebe für den Abt Genüge zu thun. Aber Rancé's Widersacher, so wie die mehrsten derer, die ihn nicht kannten, hielten sich mündlich und schriftlich gar sehr darüber auf. Beym geringsten Nachdenken über die Sache, hätte freilich kein Verdacht entstehen können, daß er daran Theil genommen habe; diese Mühe giebt sich aber der Haß nicht. Die Vorwürfe, die man Rancé deshalb machte, wurden endlich so laut, daß auch er sie erfuhr, und darüber erstaunte. Anfangs wollte er sich zwar bloß bey dem Zeugnisse seines eigenen Gewissens beruhigen, allein seine Freunde drangen so sehr in ihn, sich zu vertheidigen, daß er schon dazu entschlossen war, als er von dem Urheber der Medaille ein Schreiben erhielt, worin dieser sein Verfahren zu rechtfertigen, wenigstens durch mehrere ähnliche Beyspiele zu entschuldigen suchte.

Um dieſe Zeit ſtiftete Rancé ſechs tägliche Meſſen im Kloſter; eine für den gewöhnlichen Gottesdienſt, die zweite der heiligen Jungfrau zu Ehren, die dritte für die Verſtorbenen, die vierte für den König, die fünfte für die Wohlthäter, und die ſechſte für die Verfolger und Feinde des Kloſters. Außerdem ordnete er noch auf immer ein viertelſtündiges Gebet für den König an, das täglich unmittelbar vor der Veſper gehalten wurde. Dadurch widerlegten ſich von ſelbſt, drey damals in Umlauf gebrachte Verleumdungen, nämlich: daß man zu la Trappe die h. Jungfrau nicht verehre; daß man gar keine Meſſen leſe, und daß man dem Könige und der Regierung eben nicht geneigt ſey, vielmehr daſelbſt verdächtige Perſonen hege, und gegen den Staat kabalire.

Die Zahl der Mönche und Layenbrüder hatte ſo zugenommen, daß das Schlafhaus zu klein war, ſo daß der Abt ſich genöthiget ſah, ein neues bauen zu laſſen, das im Jahre 1686 fertig wurde. Um durch dieſe vermehrten Ausgaben die Armen und die Fremden nicht leiden zu laſſen, ſchaffte er Webeſtühle an, und ließ Strümpfe, Kamiſöler und andre wollene Waaren

zum Verkauf verfertigen. Dieß brachte so viel ein, daß er nun auch das kleine Schlafhaus verlängern, im Krankenhause zehn neue Zellen anlegen, und den hohen Altar verschönern konnte; mehrerer andern Verbesserungen nicht zu gedenken.

Während man mit diesen Bauten beschäftigt war, visitirte der Abt du Val-Richer das Kloster, fand aber alles in solcher Ordnung, daß er gar keine Verfügungen zu machen nöthig fand, sondern bloß, nach dem Auftrage des Generalkapitels, dem Subprior und dem Kellermeister die Sorge für des Abts Gesundheit zur besondern Pflicht machte.

Im Jahre 1687 kam der Provincial-Visitator, Abt von Vieuxville, nach la Trappe, benahm sich aber eben so, wie seine Vorgänger, denn er fand, daß die Mönche, von denen er jeden besonders sprach, alle mit ihrem Zustande höchst zufrieden waren: wie denn ihre Freude im Herzen, sich auch in ihrem Gesichte ausdrückte. Er that daher weiter nichts, als sie zu ermahnen, auf dem erwählten engen Pfade ferner entschlossen fort zu gehen.

Der sehr hohe und spitze Kirchthurm des Klosters war so schadhaft, daß er im Jahre 1688

den Einsturz drohete, und daher nothwendig reparirt werden mußte. Die Handwerksleute in der Gegend fanden aber die Arbeit so gefährlich, daß sie sich nicht getraueten, sie zu unternehmen, weshalb sie durch Layenbrüder ausgeführt wurde. Diese waren dabey großer Gefahr ausgesetzt, daher der Abt jeden Morgen eine eigene Messe für sie lesen ließ. Bey dieser Gelegenheit ward Gottes Vorsehung sichtbar, denn so groß das Wagestück auch war, nahm dennoch Niemand Schaden, und der Bau wurde nach Wunsch vollendet.

Im folgenden Jahre (1689) ward die Klosterkirche durch eine kostbare Reliquie vom h. Benedict bereichert, womit ihr das Kloster Perrecy ein Geschenk machte. Unter allen in Frankreich befindlichen Reliquien, ist diese eine von denen, deren Aechtheit am besten bewiesen ist.

Ob man gleich den Priester Molinos, als Stifter der Secte der so genannten Quietisten, ins Gefängniß gesetzt hatte, so vermehrten sich doch seine Anhänger eher, als daß sie sich hätten vermindern sollen. Dieß veranlaßte einen Cardinal, an einen Freund des Abts Rancé zu schreiben, er möchte diesen dahin vermögen, gegen

den Quietismus etwas drucken zu lassen. Einige Monate darauf, meldete einer der angesehensten französischen Prälaten, dem Abte: der Cardinal Coloredo betrachte Rancé als die einzige fähige Person, sich dieser Lehre, und andern schlecht ausgedachten, in Frankreich üblichen, Andachtsübungen entgegen zu setzen. Allein, wenn er gleich den Wünschen der beiden Cardinäle nicht entsprach, so äußerte er doch in seinen Antworten, wie entfernt er sey, den Neuerungen der Quietisten beyzustimmen. Seine Krankheit hatte dergestalt zugenommen, daß es ihm unmöglich war, ein so wichtiges Werk auszuarbeiten.

Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht: Innocenz XI. sey Willens, ihn zum Cardinal zu ernennen. Dieß war nicht ganz ohne Grund; denn nach des Pabstes Tode fand man eine Liste verdienter Personen, die er zu dieser Würde zu erheben beabsichtiget hatte, und darunter auch Rancé's Nahmen. Seine Freunde gaben ihm von des Pabstes Vorsatze zeitig Nachricht; auf Rancé hingegen machte dieß gar keinen Eindruck: Er antwortete ihnen: „Ich glaube, daß kein Mensch auf Erden mich erhöhen, und mehr aus mir, außer meinem Stande, machen könne, als

ich in und durch dieſen ſchon bin. Denn überzeugt, daß es Gottes Wille ſey, daß ich darin leben und ſterben ſoll, könnte ich mich, ohne mein Gewiſſen zu verletzen, dem Willen der Menſchen, wenn er jenem entgegen wäre, nicht unterwerfen. Die einzige Veränderung, welcher ich fähig wäre, und nach der ich mich ſchon lange ſehne, iſt nur die: weniger noch zu ſeyn, als ich jezt bin."

Um dieſe Zeit (1688) fiel in England die große Revolution vor, welche den König zwang, mit ſeiner Gemahlin und dem Prinzen von Wallis ſeine Zuflucht zu dem franzöſiſchen Hofe zu nehmen. Der König hörte oft von dem Abte von la Trappe ſprechen, und faßte für ihn eine beſondre Achtung. Nach ſeiner Zurückkunft aus Irland im Jahre 1690 machte er eine Reiſe nach dem Kloſter, wo er am 20ſten November ankam. Der Abt war zuvor davon benachrichtiget, empfing den König am Eingange, und warf ſich vor ihm nieder, wie es bey dieſen Einſiedlern gegen alle Fremden geſchieht, die das Kloſter beſuchen. Der König hob aber den Abt ſogleich auf, und bat ihn um ſeinen Segen. Der Abt hielt darauf folgende Anrede: „Sire! Gott beſucht uns heut

in der Perſon Ew. Majeſtät. Das iſt eine Gnade und Ehre, deren wir nicht würdig ſind, aber zugleich ein unausſprechlicher Troſt. Welch Glück für uns, in dieſer Wüſte den großen Fürſten zu ſehen, für den unſre Gebete ſchon ſeit langer Zeit täglich zu Gott empor ſteigen! Ja, Sire! Nichts thun wir öfter und eifriger, als Gott zu bitten, daß er Ihrer geheiligten Perſon allen nöthigen Schutz und erforderliche Stärke verleihen, ſie mit ſeiner Gnade überſchütten, und ihr endlich die unvergängliche Krone ſchenken möge, die er allen denen bereitet hat, welche das Glück gehabt haben, gleich Ew. Majeſtät, Jeſu Chriſto nachzufolgen, und ihn allen Dingen vorzuziehen."

Der König antwortete: Es freue ihn ſehr, endlich den Ort zu ſehen, für den er alle Achtung habe, die der Frömmigkeit gebühre, welche hier herrſche. Darauf führte der Abt ihn in die Kirche, wo der König ſein Gebet verrichtete, und dann in einen Saal, wo beide eine halbe Stunde ganz allein zuſammen ſprachen. Jezt war die Zeit der Complete, (oder des Abend-Chorgeſanges) heran gekommen, und der König wünſchte, ihr beyzuwohnen. Dieſer Theil des Gottesdien-

ſtes, der eine volle Stunde dauert, wird in la Trappe mit ganz vorzüglicher Andacht gehalten; auch ſchien der König davon ſehr erbaut. Nach geendigter Complete wohnte er noch einer viertelſtündigen Meditation bey, und dann wurde er zum Abendeſſen geführt, das aus Wurzeln, Eiern und Gemüſe befand. So einfach die Speiſen auch zugerichtet waren, fand ſie der König doch ſchmackhaft. Der König erzeigte den zehn Perſonen ſeines Gefolges die Ehre, mit ihm zu ſpeiſen, der Abt Rancé hingegen ſtand neben ſeinem Stuhle. Der Monarch wandte ſich oft um, und fragte ihn nach mancherley, was dieſe Einöde betraf. Als der König aufſtand, ging er auf eine an der Wand gegen ihm über in einem Rahmen aufgehangene Schrift zu, welche Sentenzen gegen die Verleumdung, über die Liebe gegen Feinde und über die Verzeihung von Beleidigungen enthielt. Nachdem er ſie aufmerkſam geleſen hatte, ſagte er: Das ſind vortrefliche Grundſätze! Die ſollte man nach St. Germain verpflanzen! Es ſind unerläßliche Vorſchriften für alle Chriſten, und jeder Menſch ſollte ſie ausüben. — Rancé mußte ihm eine Abſchrift davon nach Saint-Germain ſchicken.

Der König unterhielt ſich nach dem Eſſen in einem andern Saale noch eine Stunde mit der Geſellſchaft, und nachher in ſeinem Zimmer mit dem Abte eine halbe Stunde. Am folgenden Morgen ging der König zur Terz in die Kirche, und hörte hernach die hohe Meſſe, bey der er niederkniete, ohne das Kiſſen anzunehmen, das man ihm unterlegen wollte. Sein Beichtvater war ihm immer zur Seite, jedoch ein wenig rückwärts. Hernach empfing der König das h. Abendmal. Er wohnte allen geiſtlichen Verrichtungen, ſo wie auch den Handarbeiten der Mönche bey, und äußerte in Anſehung der letztern gegen den Abt: Sie ſchienen ihm für Leute, die zuvor nie daran gewöhnt geweſen, gar zu hart. Rancé antwortete: Wenn man bloß zu ſeinem Vergnügen arbeitet, ſo ſchont man ſich mehr; allein, wenn man es vom Geiſt der Buße getrieben thut, ſo nimmt man eben keine Rückſicht darauf, und findet immer Kräfte genug. — Mittags aß der König im Refectorium. Der Abt hatte für ſich und vier ſeiner Mönche einen beſondern Tiſch decken laſſen, allein als der König, nach gehaltenem gewöhnlichen Gebete, dieß gewahr wurde, rief er ihn zu ſich, und er mußte ſich neben ihn

zur rechten Hand ſetzen; zur linken ſaß der Marſchall von Bellefond. Der König ward auf Zinn und Fayence bedient, und das Eſſen war ohngefähr ſo, wie am Abend zuvor. Die Mönche, deren Zahl ſich auf achtzig belief, erhielten die gewöhnliche Koſt. Während der Malzeit, die ohngefähr eine Stunde dauerte, ward etwas vorgeleſen, und das einmal eingeführte Stillſchweigen auch jezt beobachtet, wozu der König ſelbſt das Beyſpiel gab, indem er aufmerkſam zuhörte. Nach Tiſche ging der König mit den Mönchen in die Kirche, und nach geendigtem Gebet machte er einen Spatziergang auf einer zwiſchen zwey Moräſten durchgeführten Chauſſee, von der man eine, zwar beſchränkte, aber ſonſt angenehme, Ausſicht hat. Der Abt durfte ihn nicht begleiten, weil es ihm bey ſeiner Schwächlichkeit zu ſauer geworden ſeyn würde.

Der König erfuhr während ſeines Aufenthalts zu la Trappe, daß eine Viertelſtunde davon, mitten im Walde, ein verdienſtvoller Officier, der den Militärſtand verlaſſen hatte, einſam als Büßender lebe, und mit Niemand Umgang halte, als mit ſeinem Beichtvater, dem Abte Rancé. Um ihn kennen zu lernen, machte

ſich der König ſogleich auf den Weg. Der Einſiedler ſchien bey dieſem Beſuche gar nicht verlegen zu ſeyn, und beantwortete alle Fragen zu des Königs Zufriedenheit. Auf des Königs Erkundigung, wann ehr er Morgens zur Meſſe ins Kloſter gehe? antwortete der Eremit: Halb vier Uhr. Aber, ſagte Lord Dunbarthon, wie machen Sie es denn im Winter, wenn es dunkel iſt, wenn es regnet oder ſchneiet, und man weder Weg noch Steg ſehen kann? Der Einſiedler erwiederte: daß es ihm wenig Ehre machen würde, wenn er ſolche kleine Hinderniſſe nicht überſteigen wollte, da er im Militairdienſte vorhin viel größere überwunden habe. „Damals kam es auf eine Viertelſtunde Weges gar nicht an, ſondern man mußte oft die ganze Nacht durchmarſchieren. Ich müßte mich ſchämen, wenn ich jezt geringe Beſchwerden im Dienſte meines Gottes für etwas rechnen wollte, da ich die nicht geachtet habe, die ich im Dienſte meines Königs ertrug.“ Sie haben Recht, ſagte der König; man kann ſich nicht genug darüber wundern, daß die Menſchen ſo viel, und faſt um Nichts, für einen König der Erde, und faſt gar nichts für den König des Himmels thun, der doch ſo viel

für uns gethan hat, und von dem unſer ganzes Wohl und Weh abhängt.

Lord Dunbarthon fragte den Einſiedler weiter: Womit er ſich beſchäftige, und ob ihm nicht zuweilen die Zeit lang werde? Ich denke beſtändig, antwortete er, an die Ewigkeit, gegen die gerechnet das Leben nur ein Augenblick iſt. Dieß iſt meine Hauptangelegenheit, und wenn man mit dieſer beſchäftiget iſt, ſo fühlt man keine Langeweile. Der Lord wünſchte zu wiſſen, warum er ſeine Stelle aufgegeben, und ſich in dieſe Einöde zurückgezogen habe? Ich geſtehe Ihnen, ſagte der Eremit, daß ich durch die Gnade Gottes auf alle Glücksgüter der Welt wenig Werth ſetze; und wie ſollten nicht Chriſten eine ſolche Geſinnung haben, da ſelbſt die Heyden einſahen, daß alle Herrlichkeit der Welt nichts als Blendwerk und Trug ſey? Das iſt wahr, ſagte der König; ſie bedeutet viel weniger als man ſich vorſtellt, und hat noch Niemands Wünſche geſtillt. Ihre Lage iſt glücklicher, als die der Großen, und der Tod wird einſt lehren, daß Sie ſich nicht betrogen haben, ſie zu wählen. Hier ſchwieg der König; als aber Niemand das Wort nahm, fuhr er fort: Unter Ihnen und den Großen

ßen dieſer Welt iſt noch ein Unterſchied, nämlich der: daß Sie wahrſcheinlich des Todes der Gerechten ſterben werden, dagegen es höchſt ungewiß iſt, ob dieß bey jenen der Fall ſeyn wird. Der König ſah den Einſiedler noch eine Weile mit einem Ausdruck an, als wenn er ihn um ſein Glück beneidete, machte ihm dann ein gnädiges Compliment, und ſagte: Leben Sie wohl! Beten Sie für mich, für die Königin und für meinen Sohn.

Wenn gleich die Einſiedeley vom Kloſter über 500 Schritte entfernt liegt, und der Weg über ſumpfige Wieſen ſehr ſchlecht iſt, ſo machte ſich doch der König nichts daraus. Bey ſeiner Rückkunft wurde gerade zur Vesper geläutet, und ohne erſt auszuruhen, nahm der König ſowohl an dieſer, als an der Complete Theil. Nach dem Abendeſſen unterhielt er ſich noch eine Stunde mit dem Abte ganz allein.

Da der König am folgenden Morgen zeitig abreiſen wollte, ſo ließ er durch ſeinen Beichtvater um halb ſechs Uhr eine Meſſe leſen, der hierauf auch das gewöhnliche Kirchengebet für Reiſende hielt. Dann ging der König auf ſo lange, bis die Wagen vorgefahren ſeyn würden,

in den Fremdensaal, wo er die Regeln, deren oben gedacht worden, mehr als einmal wieder durchlas, als wenn er sie hätte auswendig lernen wollen. Im Begriff, einzusteigen, ging der König auf Rancé zu, und sagte: Herr Abt! Hieher muß man kommen, wenn man lernen will, wie man Gott anbeten und dienen müsse. Ich werde mich bemühen, es dahin zu bringen, daß jeder in seiner Lage Ihnen in etwas nachahme, und ich hoffe, wenn Gott mir Zeit dazu vergönnt, daß diese Reise nicht die lezte gewesen seyn soll. Als der Abt geantwortet hatte, warf er sich dem Könige zu Füßen, dieser aber knieete selbst nieder, verlangte seinen Segen, und sagte: Ich ersuche Sie, beten Sie für mich, für die Königin und meinen Sohn! Rancé antwortete: dieß sehe ich als eine meiner vornehmsten Pflichten an, und ich werde damit bis zum letzten Augenblicke meines Lebens fortfahren. Als der König aufgestanden war, erblickte er zufällig einen Edelmann, der seit ein Paar Jahren sich nach la Trappe zurückgezogen hatte. Ich freue mich sehr, sagte er zu ihm, daß Sie jezt, nachdem Sie Ihr ganzes Leben durch dem Könige so gut gedient haben, Gott von ganzem Herzen

dienen. Darauf reiſete der König ab, und ging nach Saint-Germain zurück. Nachher wiederholte der König ſeinen Beſuch in jedem Jahre, wohnte ſelbſt ein Paar Conferenzen des Convents bey, unterhielt ſich mit einigen Mönchen, auch einigen Novizen, die er im weltlichen Stande als Officiers gekannt hatte, und trieb die Achtung für dieſe Einſiedler ſo weit, daß er ſich nie bedeckte, ſo lange er mit ihnen ſprach. Bey jeder Reiſe vermehrte ſich ſeine Hochachtung für den Abt, ſo wie der König ſelbſt in chriſtlichen Tugenden, beſonders in der Geduld und in der Ergebung in den Willen der Vorſehung, zunahm.

Bey einer dieſer Reiſen, im Jahre 1696 begleitete den König ſeine Gemahlin. Auch ſie wohnte den Bußübungen der Mönche mit ihrer gewohnten Andacht bey, und war eben ſo erbauet von der Gottesfurcht dieſer Einſiedler und der Unterhaltung mit dem Abte. Dagegen bewunderte dieſer die Ergebung der Königin in den Willen Gottes, ihren Glauben, und die heldenmüthige Standhaftigkeit, womit ſie den Verluſt dreier Königreiche ertrug. Sie logirte mit ihren Damen in der Abtswohnung, die Rancé, wie

oben bemerkt worden, außerhalb der Ringmauer hatte erbauen lassen; der König hingegen mit seinem Gefolge in der Abtey.

Ueber den König drückt sich Rancé in einem Briefe an einen vertrauten Freund unter andern folgender maaßen aus: „den Verlust dreier Königreiche hat er mit einem Gleichmuthe ertragen, der allem, was wir Großes in der Geschichte lesen, gleich kömmt. Von seinen Feinden spricht er ohne Leidenschaft, und ohne sich solcher schmähenden Ausdrücke zu bedienen, als sich sonst wohl selbst tugendhafte Personen erlauben. Gleich dem Propheten, lobt er Gott für die Verfolgung und Demüthigung, die er ausstehet. In seinem ganzen Betragen herrscht eine solche Sanftmuth, daß man glauben sollte, er sey ohne Leiden und Kummer. Wenn das Glück ihm auch noch so günstig wäre, so könnte man ihn dennoch nicht ruhiger und gleichmüthiger sehen, als man ihn unter allen Zufällen seines Lebens erblickt. Seine Zeit ist für jeden Tag so genau eingetheilt, daß kein Augenblick ungenutzt bleibt. Er betet entweder, oder spricht von geistlichen Dingen, oder lieset Andachtsbücher. Wenn er nicht einige Zeit den Geschäften, oder einer Unterhaltung wid-

men muß, die er nicht füglich vermeiden kann, so darf man wohl sagen, daß alle seine Beschäftigungen ihn zu Gott leiten, und seine Sehnsucht, ihm zu gefallen, nähren.“

Ueber die Königin äußert Rancé im nämlichen Briefe sich also: „Die Gesinnungen der Königin sind denen ihres Gemahls vollkommen gleich. Sie lebt in der nämlichen Gleichgültigkeit gegen die Dinge dieser Welt, und betrachtet die Glücksgüther wie Irrlichter, die schnell vorüber gehen, weder Gründlichkeit noch Wahrheit in sich haben, und diejenigen betrügen, welche sich bey ihnen verweilen. — — Mit einem Worte: Ich weiß nichts größeres in der Welt, als die heilige Einigkeit dieser großen Seelen, die Gott von Ewigkeit her bestimmt hat, von Engeln und Menschen bewundert zu werden. Ich meiner Seits gestehe, daß sich mein Herz und mein Verstand daran ergötzt, so oft ich sie beobachten kann, und daß ich die Anhänglichkeit nicht auszudrücken vermag, die mir Gott für ihre geheiligten Personen verliehen hat.“

Auf der andern Seite gestand der König, daß ihn in seinem Unglücke nichts so sehr getröstet habe, als die Unterhaltung mit dem Abte

Rancé; denn als er nach Frankreich gekommen sey, habe er die christlichen Tugenden noch nicht in ihrem ganzen Umfange gekannt, und erst der große Einsiedler habe ihn eigentlich von seinen Pflichten recht unterrichtet. Vor der Bekanntschaft mit ihm, habe seine Tugend bloß darin bestanden, sein Unglück geduldig zu ertragen, weil er Gott als ein höchstes, unabhängiges Wesen betrachtet, das nur für seinen Ruhm handle, und dem man unmöglich widerstehen könne. Erst der Abt von la Trappe habe ihn gelehrt, Gott als einen Vater anzusehen, der uns in Jesu Christo zu Kindern angenommen, und der in allem, was er über uns verfüge, bloß seine Liebe zu Rath ziehe.

Der König erklärte eben deshalb auch, daß er unter allen Menschen auf der Welt, Rancé mit am höchsten schätze, und zu demselben das mehreste Zutrauen habe, daher er auch gern sehen würde, wenn man den Abt dieß in den stärksten Ausdrücken versicherte. Sowohl der König als die Königin schrieben oft an ihn, und letztere bewahrte des Abts Antworten, noch nach seinem Tode, mit wahrer Verehrung auf.

Die Abtey des Clairets hatte seit ihrer Gründung unter der Oberleitung des regulirten Abts von la Trappe gestanden; als letztres Kloster aber unter Franz I. einen weltlichen Abt bekam, wurde jenes ein Filial von Clairvaux. Rancé hätte zwar, als er aus einem weltlichen Abte regulirter Abt von la Trappe ward, in die Rechte seiner Vorgänger auf Clairets, treten können, die ihm auch Niemand streitig machte; im Gegentheil trug ihm das Generalkapitel des Cistercienserordens im Jahre 1686 die Direction dieses Klosters an: Allein Rancé konnte sich nicht entschließen, sie zu übernehmen, sondern ließ den Abt von Clairvaux im Besitz.

Als der König die Frau von Vallançay zur Aebtissin dieses Klosters ernannt hatte, schrieb sie gleich nach Antritt ihrer Stelle an den Abt Rancé, er möchte nun der Verfügung des Generalkapitels, und den Wünschen der Aebte von Cisteaux und Clairvaux nicht länger widerstehen, sondern das ihm über das Gotteshaus Clairets zustehende Recht ausüben. Die Nonnen folgten ihrem Beyspiele, und baten ihn ebenfalls schriftlich darum; doch nichts konnte ihn in dem Vorsatze wankend machen, sein Kloster nicht mehr

zu verlassen, und seine Vorsorge auf dieses allein zu beschränken. Auf wiederholtes Ansuchen gab er endlich nach, weil er einsah, daß die Nonnen ein Recht hatten, darauf zu bestehen, er selbst hingegen nicht befugt sey, seinen Nachfolgern in der Abtsstelle etwas zu vergeben. So bald er sich nun erklärt hatte, die Direction übernehmen zu wollen, bat die Aebtissin ihn, daß er kommen, und das Kloster visitiren möchte. Höchst ungern entschloß er sich, seine gewohnte Einsamkeit zu verlassen, doch war er endlich Willens die Reise anzutreten, als seine Krankheit sich auf einmal dergestalt verschlimmerte, daß es nicht möglich war, seinen Vorsatz auszuführen, und so blieb die Reise bis zum Februar 1690 ausgesetzt. Dann aber trat er sie in Begleitung eines seiner Mönche an, der ihn statt eines Secretairs dienen sollte. Den Nonnen hatte er den Tag seiner Ankunft nur ohngefähr bestimmt, theils damit sie keine Zubereitungen zu seinem Empfange machen könnten, bey denen seine Demuth gelitten haben würde, theils, daß sie nicht andere davon benachrichtigen sollten, die sonst diese Gelegenheit benutzt haben würden, ihn zu Clairet zu besuchen.

Er machte die Reise in einem Tage, kam Abends an, und ging sogleich in die Kirche, wo er auf einem Teppich einen Lehnstuhl und ein Fußkissen für sich bereit fand. Allein er verbat sich alle dergleichen Ehrenbezeigungen, knieete auf dem bloßen Fußboden nieder, und hielt ein langes Gebet. Die Nonnen waren sehr neugierig, den merkwürdigen Mann zu sehen, mußten sich aber bis zum folgenden Tage gedulden. Als er selbst die Messe gelesen hatte, besah er das Kloster, und nahm alle die zu einer Visitation gehörigen Geschäfte vor. Da die Nonnen wünschten, daß er eine Ermahnungsrede halten möchte, weil ihnen bekannt war, wie sehr er sich hierin auszeichnete, so machte er ihnen dieses Vergnügen zwey Mal, wenn es ihm gleich bey seiner schwächlichen Gesundheit ziemlich sauer wurde. In zwey Tagen war die Visitation beendiget, und er wollte nun den Rückweg antreten; doch die Nonnen warfen sich ihm zu Füßen, und stellten ihm alles mögliche vor, um ihn zu vermögen, länger zu bleiben. So gerührt er auch diese Beweise von Achtung aufnahm, war dennoch nichts vermögend seine Abreise zu hintertreiben. Nach einer viertägigen Abwesenheit kam er in la Trappe wieder

an. Auf dem Hin- und Rückwege hatte er in keinem Gasthofe angehalten, sondern bloß in einem Gehölze, und hier einen Bissen Brod verzehrt.

Im Julius 1790 erhielt er den ausdrücklichen Auftrag, die Aebtissin von Clairets einzusegnen. Nach seiner Ankunft im Kloster, ward er die Nacht so krank, daß jeder andre die Ceremonie aufgeschoben haben würde; allein die große Sehnsucht, so bald als nur immer möglich in seine Einsamkeit zurück zu kehren, machte, daß er sich Gewalt anthat. Er fing die lange Ceremonie am folgenden Morgen um sechs Uhr an, und hielt die Einführungsrede mit einer solchen Stärke, daß Niemand seine Schwächlichkeit merkte; Nachmittags hielt er noch einen besondern Vortrag an die Nonnen, und ohne zur Ruhe gekommen zu seyn, ging er Tages darauf nach la Trappe zurück. Man konnte sich nicht genug darüber wundern, wie ein Mann seines Alters, von Fasten, Büßungen und Krankheit erschöpft, solche Strapazen aushalten könne. Er pflegte aber zu sagen: Es fehle uns mehr an Eifer, als an Kraft, und so bald man nur nicht auf die Stimme der Natur höre, finde man immer ganz unerwartete Hülfsmittel.

Seine Krankheit nahm zu, und die Schmerzen wurden zuweilen so heftig, daß sie ihn aller Kräfte beraubten. Dieß war der Fall im December 1690, wo er ohnmächtig wurde, als er aus seinem Zimmer die Treppe hinab ging, und herunter fiel, so daß er vor Schmerz nicht aufzustehen vermogte. Ein Layenbruder hatte den Fall gehört, sah nach, und holte Hülfe. Man hob den Abt auf, und trug ihn in seine Zelle. So heftige Schmerzen er auch litt, beklagte er sich dennoch nicht. Aber das Uebel verschlimmerte sich dergestalt, daß man ihn nach dem Krankenhause bringen mußte. Allein, da die Erleichterungen, welche die Kranken hier erhalten, unbedeutend sind, und das Leben in dieser Anstalt so beschaffen ist, daß es an jedem andern Orte für eine strenge Buße gelten würde, so verschlimmerte sich auch der Zustand, und ging in eine starke Entzündung am Schenkel über, woraus eine Rose entstand. Die Schmerzen wurden so heftig, und vermehrten sich im Liegen so sehr, daß er fünf und vierzig Tage und Nächte schlaflos, in einem Strohstuhle sitzend, zubrachte. Während dieser Zeit dachte er immer an die Leiden des Heilandes, und durch sein Beyspiel stärk-

te er ſich zu einer unerſchütterlichen Geduld. Er empfing mit der lebhafteſten und erbaulichſten Andacht mehrere Mal das h. Abendmal, und unterließ keine von den Uebungen, die er in dieſem Zuſtande zu verrichten irgend im Stande war. Sichtbar machte der Gedanke ſeines nahen Todes, den er ſeine Befreiungsſtunde nannte, ihm Freude, und gewährte ihm Troſt. Er ſetzte ſich über ſeine Leiden ſo ſehr hinweg, daß er noch immer alle zu Leitung des Kloſters nöthigen Anordnungen traf, die dann der Subprior zur Ausführung brachte. Er nahm Beſuch von den Brüdern an, wies ſie zurecht, tröſtete ſie, ermahnte ſie zur Frömmigkeit, und dabey drückte ſein Geſicht ſo viel Sanftmuth und Ruhe aus, daß man nicht vermuthet haben würde, er leide Schmerzen, wenn man es nicht ſonſt gewußt hätte. Erſt nach ſechs Monaten nahmen dieſe allmählig ab; ſeine Geſundheit beſſerte ſich, und am Ende des Junius war er wieder im Stande, thätig zu ſeyn.

Während ſeiner Krankheit hatte er oft an den Zuſtand gedacht, worin er das Kloſter Clairets gelaſſen hatte. Die Nonnen waren dort ſehr geneigt, eine ſtrengere Obſervanz anzuneh-

men, und besonders die Aebtissin. Indessen ging doch Rancé hierin mit eben der Klugheit zu Werke, welche ihn zuvor bey Reformirung des Klosters la Trappe geleitet hatte. Er wollte nichts, ohne einstimmige Einwilligung, einführen, nichts, was nicht von Dauer seyn würde. In den letzten Tagen des Junius 1691 reisete er nach Clairets, und fand, daß die Nonnen dreierley verschiedener Meinungen waren. Ein Theil wünschte mit Eifer eine Reform, und bat den Abt dringend darum. Einige andere erklärten: Sie fühlten sich zwar zu schwach, um eine solche Probe wahrscheinlich bestehen zu können, doch machten sie sich ein Gewissen daraus, sich einer strengeren Observanz zu widersetzen, und das Kloster eines so großen Vortheils, so wie die Kirche der Erbauung, zu berauben, die daraus entstehen können. Sie wollten sich daher alle mögliche Mühe geben, es ihren Schwestern gleich zu thun, und hofften, Gott werde ihnen Gnade erzeigen, sich allen Verrichtungen, die man einzuführen gut finden werde, zu unterziehen. Einige wenige betrachteten das Vorhaben als ein verwegenes Unternehmen, an dem die Eigenliebe und die Begierde sich auszuzeichnen, mehr Theil

habe, als der Geiſt Gottes. Wenn die Reform aber nicht von allen Nonnen angenommen würde, (und hierzu könnten ſie, für ihre Perſonen, ſich nicht entſchließen,) ſo würde der Unterſchied in der Lebensweiſe die Einigkeit, den Frieden und das gute Einverſtändniß ſtören, worin ſie bisher mit einander gelebt hätten, und die man nicht ſorgfältig genug erhalten könne.

Der Abt misbilligte es ganz und gar nicht, daß die Nonnen ſo freymüthig heraus ſagten, was ſie dachten; er glaubte vielmehr, man müſſe nichts übereilen, ſondern abwarten, ob es Gott gefallen werde, alle zu vereinigen. In dieſem Sinne ſprach er mit der Aebtiſſin, und gab ihr Anleitung, wie ſie mit Sanftmuth zu Erreichung ihrer guten Abſicht zu verfahren habe.

Statt, daß dieſe Mäßigung von ſeiner Seite die Ausführung ſeines Vorhabens hätte aufhalten ſollen, wurde ſie im Gegentheile dadurch beſchleuniget. Gerade die Freiheit, welche man den Nonnen ließ, ob ſie ſich zu Annahme der ſtrengen Obſervanz entſchließen, oder fortfahren wollten, ihre Regel bloß in der bisherigen Art zu befolgen, erweckte den Trieb zu dem erſtern in ihnen. Bis auf eine kleine Zahl, (und auch dieſe ſetzte

ſich nicht dagegen,) ſtimmten alle übrige für die ſtricte Obſervanz, und ſchrieben an den Abt, mit der Bitte, daß er zu ihnen kommen, und ihnen die Regeln vorſchreiben möchte, die ſie befolgen ſollten. Rancé gab ſogleich nach, und reiſete am 24ſten März 1692 nach Clairets. Alsbald ließ er das Kapitel zuſammen kommen, und bezeigte ſeine Freude über den gefaßten Beſchluß, und daß die bisherige Einigkeit im Kloſter nicht nur fort gedauert, ſondern die wechſelſeitige Achtung und Nachgiebigkeit der Nonnen ſogar noch zugenommen habe, auch faſt alle entſchloſſen wären, nach Oſtern einen Verſuch zu machen, ob ihre Geſundheit erlauben wolle, denen nachzuahmen, deren Muth und Vertrauen ſie bewunderten.

Durch dieſe ſchonende Rede gewann er alle Herzen ſo, daß die Aebtiſſin glaubte, den Vorſchlag thun zu können, der Abt möchte über den vom Convente gefaßten Beſchluß eine förmliche Urkunde aufnehmen. Der Abt hielt aber eine ſolche Eile nicht für rathſam, ſondern ließ den Schweſtern ein ganzes Jahr Zeit, die neue Lebensweiſe erſt zu verſuchen. Dieß wird, ſagte er, eine Art von Novizlat ſeyn, und erſt dann werden ſie beurtheilen können, ob es nur eine

vorüber gehende Aufwallung war, oder ob sie aus einem wirklichen Beruf den Beschluß, sich mehr zu vervollkomnen, gefaßt haben.

Die Aebtissin befolgte diesen an sich weisen Rath um so lieber, da sie dadurch Hoffnung erhielt, daß Rancé einen vierten Besuch im Kloster machen werde. Am vierten Tage seines dießmaligen Aufenthalts kehrte er nach la Trappe zurück.

Bald darauf erhielt er ein Schreiben von einem Mönch eines der strengsten Orden, worin dieser ein großes Verlangen bezeigte, nach la Trappe sich zu begeben, wozu er sich des Abts Erlaubniß erbat. Er gab vor, daß er in der Lage, worin er sich jezt befinde, seine Seligkeit zu beschaffen nicht im Stande sey, und sich daher verbunden halte, sie zu verlassen. Solchen Gründen vermogte Rancé nie zu widerstehen, daher er antwortete: Er würde ihn gern aufnehmen, jedoch unter dem Vorbehalt, daß er sich hierzu entweder die Zustimmung seiner Superioren verschaffe, oder ein Breve vom Pabste bewirke, wodurch ihm der Aufenthalt in la Trappe verstattet werde. Der Mönch antwortete: Das erstere sey ihm nicht möglich, und zu dem andern

fehle

fehle es ihm an Gelde und an Credit; wenn aber der Abt die Gnade haben wolle, die Kosten des Breve selbst zu bestreiten, so verspreche er, dafür ewig dankbar zu seyn, und der Abt würde sich bey Gott das Verdienst erwerben, eine Seele gerettet zu haben, die sonst unvermeidlich verloren gehen würde.

Dieß bewog den Abt, das Breve auszuwirken, und nachdem er es erhalten hatte, gab er dem Mönche davon Nachricht, der denn auch einige Tage darauf in la Trappe ankam. Anfangs war er so eifrig und bußfertig als man nur seyn kann; aber entweder eine Unbeständigkeit, von der es nur wenige Beyspiele giebt, oder andre Ursachen, die man nicht genug kennt, veranlaßten ihn nach drey oder vier Tagen, von la Trappe sich heimlich zu entfernen, und in sein Kloster zurück zu kehren.

Ueber ein so plötzliches Verschwinden, dessen Veranlassung man nicht errathen konnte, war der Abt nicht wenig betroffen. Die Flucht des Mönchs machte Aufsehen, sie konnte Folgen haben, und so etwas läßt man in den geistlichen Orden nicht ungestraft hingehen. Es ward daher beschlossen, an dem Flüchtlinge ein Beyspiel zu

ſtatuiren; dieſer aber, um der Strafe zuvor zu kommen, beging einen zweiten, noch ſchlimmeren, Fehler dadurch, ſich auf Koſten des Kloſters la Trappe zu entſchuldigen. Er kannte die Geſinnung ſeines Superiors, und die Vorurtheile, die dieſer gegen la Trappe hatte. Er ſagte ihm: daß er in la Trappe Dinge geſehen habe, die er gewiß gern erfahren würde, und wenn er ſie erſt wiſſe, ſo werde er ihm vielleicht nicht mehr ein ſo großes Verbrechen daraus machen, daß er ſich dahin begeben habe, weil man doch ſonſt das, was er ihm offenbaren wolle, vielleicht nie entdeckt hätte, und doch ſey die Kirche und der Staat gleich ſehr dabey intereſſirt.

Der Superior hörte dieſe Anklage mit der Gierigkeit eines Menſchen an, der Vortheile für ſich daraus ziehen will, und trug dem Mönche auf, ſeinen Bericht ſchriftlich zu erſtatten. Vergebens wurde dem Superior vorgeſtellt, daß er einem Menſchen nicht trauen möchte, der erſt ſo neue Beweiſe von ſeiner Unzuverläßigkeit gegeben habe, und der nur aus Furcht handle. Es blieb aber dabey, daß der Mönch ſeine mündliche Ausſage gegen den Abt von la Trappe, ſchriftlich wiederholen mußte.

Weiter läßt sich Unwahrheit und Bosheit nicht treiben, als sie in dieser getrieben ist. Der Abt Rancé wird darin von Seite seiner Lehre, seiner Sittlichkeit, seiner eigenen und seiner Freunde Person angegriffen. Will man diesem Mönche glauben, so ist seine Lehre irrig, seine Aufführung verräth Sonderbarkeit und Neuerungssucht, er giebt seinen Mönchen ketzerische Bücher in die Hände, die voll Irrthümer und schädlicher Grundsätze sind; er bürdet ihnen die lästigsten Bußen auf, indessen er sich selbst davon befreit; er behandelt sie mit empörender Härte, so daß schon eine große Anzahl von ihnen gestorben ist, ohne daß ihn dieß gerührt hätte, weil er mit nichts als seinem Briefwechsel, mit Besuchen, und mit Neuigkeiten, die er von allen Orten her erhält, sich beschäftiget. Der Mönch giebt Rancé's Freunden schuld, daß sie Ketzer, und sowohl gegen die Kirche als den Staat übel gesinnt wären. Er stellt sich selbst als Zeugen dar, und behauptet, nichts angeführt zu haben, als was er gehört und gesehen.

So bald der Superior diesen wüthenden Aufsatz erhalten hatte, verbreitete er ihn im Publicum, ja er fand sogar Mittel, ihn dem Kö-

nige in die Hände zu spielen. Dieser wußte nun zwar, daß Rancé ein frommer, unschuldiger Mann sey, daß man unter seiner Leitung in la Trappe ein heiliges Leben führe, und daß es eine Menge Zeugen für das Gegentheil von dem gab, dessen man den Abt beschuldigte, da mehrere Personen selbst in la Trappe gewesen waren, die den Abt kannten; indessen wünschte er doch Aufklärung über die Angaben des Mönchs zu erhalten, und ertheilte daher Befehl, dieß dem Abte bekannt zu machen.

Rancé schilderte in seiner Beantwortung den Mönch so, daß dieser allen Glauben verlieren mußte. Von sich selbst, seiner Sittlichkeit und seinem persönlichen Betragen sprach er darin bescheiden, desto stärker aber rechtfertigte er sich über die Anklage, welche die Reinigkeit seiner eigenen und seiner Freunde Lehren angreift, und setzte diese in ein solches Licht, daß darüber kein Zweifel mehr statt haben konnte. Diese Beantwortung und die Zeugnisse von Personen, die sich in ganz Frankreich durch Geburt, Rang, Frömmigkeit und reine Lehre am mehrsten auszeichneten, rechtfertigen den Abt dergestalt, daß der Superior seinen Ankläger aufgeben, und ihn

nach Straßburg ſchicken mußte. Dieſer ſchlimme Erfolg ſeiner Beſchuldigungen öfnete ihm die Augen. Sein Betragen gereuete ihn, und er ſchrieb an einen Freund, daß er in dieſer Sache nicht aus eigenem Antriebe, ſondern auf Anſtiften eines andern gehandelt habe, und er des Abts von la Trappe, ſo wie ſeiner Freunde Rechtſchaffenheit kenne, dieß auch überall bekannt machen werde. In einem Briefe an Rancé ſelbſt, datirt: Straßburg, den 28ſten December 1693, verſichert er dieſen von ſeiner bittern Reue über ſeinen begangenen Fehler, von ſeiner innigen Hochachtung, und daß er zu der Niederträchtigkeit, ihn zu verleumden, bloß aus Gefälligkeit gegen leidenſchaftliche Menſchen verleitet worden ſey.

Hatte der Mönch gleich in ſeinen Briefen ſeinen Superior nicht genannt, ſo zweifelte doch Niemand daran, daß dieſer gemeynt ſey, welcher auch ſich ſelbſt davon ſo überzeugt hielt, daß er ſich deßhalb ſchriftlich bey Rancé rechtfertigte. Es war ihm leicht, einen Mann zufrieden zu ſtellen, der ſich der Beleidigungen bloß erinnerte, um ſie zu verzeihen, aber ſchwerer ward es ihm, ſich bey dem Publicum zu rechtfertigen, und bey der Her-

zogin von Guiſe gab er ſich deßhalb vergebliche Mühe. Dieſe Fürſtin kam, wegen der Nähe von Alençon, das zu ihrer Appanage gehörte, oft nach la Trappe. Die vielen von ihr an Rancé geſchriebenen Briefe, beweiſen, daß ſie für ihn alle die Achtung und ein ſolches Zutrauen zu ihm hatte, als er verdiente, daher Niemand mehr als ſie von der Falſchheit der gegen ihn angebrachten Beſchuldigungen überzeugt war, weshalb ſie ſich auch ſeiner Sache mit allem dem Eifer annahm, den ihre Frömmigkeit und die Ungerechtigkeit dieſer Verfolgung, ihr nur einflößen konnte. Sie ſprach mit dem Erzbiſchof von Paris ſo lebhaft darüber, daß dieſer dem Könige Vortrag darüber hielt, welches die Folge hatte, daß gegen den Verleumder eine Lettre de cachet ausgefertiget, und er zuerſt nach Saint-Julien in Poitou, und von da nach Verdun verwieſen wurde. Aus dieſem letztern Orte ſchrieb er unterm 21ſten Januar 1696 an den Abt von la Trappe, widerrief alles, was er gegen ihn geſagt oder gethan hatte, und bezeigte ihm hohe Verehrung ſeiner Tugenden.

Da Rancé's Feinden dieſes Unternehmen in Frankreich nicht hatte gelingen wollen, ſo ver-

ſuchten ſie es nun in Rom, und thaten alles mögliche, um dem Pabſte eine üble Meinung von ihm beyzubringen. Aber Rancé fand dort Beſchützer, die über ſeine Verfolger das Uebergewicht erhielten. Ein höchſt verdienter Cardinal ſchrieb an ihn: Alle von Ihnen in Rom verbreiteten Gerüchte haben ſich jezt gelegt; die gegen Sie angebrachten Verleumdungen waren bis zu den Ohren Sr. Heiligkeit gedrungen; doch, wenn Sie Feinde und Neider hatten, die gegen Sie ſprachen, ſo haben Sie auch Freunde und Bewunderer gefunden, die den Ungrund der Verleumdungen aufgedeckt haben. Dieſes Ungewitter hat nur dazu gedient, die Achtung für Ihre ſeltenen Verdienſte zu verſtärken.

Gerade zur Zeit dieſer Verfolgungen kamen Fürſten und Fürſtinnen, ſo wie eine Menge Perſonen vom höchſten Stande, nach la Trappe, unter andern der Herzog von Orleans, einziger Bruder des Königs. Er blieb eine Nacht da, bewunderte das beſcheidene, fromme Betragen der Mönche, und erzählte dem Könige nach ſeiner Rückkunft viel von der Lebensart in la Trappe, woran ſich dieſer ſehr erbauete. Gleich nach dem Prinzen, beſuchte der Cardinal von Bouillon

das Kloſter, und nahm an allen Verrichtungen der Mönche Theil, wohnte auch ſelbſt einer Conferenz mit bey.

Als auch in Rom die Bemühungen der Feinde des Abts ohne Erfolg waren, ſprengten ſie in Frankreich aus: Seine Mönche wären der unerträglichen, menſchliche Kräfte überſteigenden, Kaſteiungen müde, und wünſchten, ſie gemildert zu ſehen, und ſich von der Tyranney ihres Abts zu befreyen. Zu dem Ende hätten ſich ihrer fünf und zwanzig mit einander verbunden, und eine Vorſtellung an den König unterzeichnet, worin ſie um eine Commiſſion bäten, zu Unterſuchung der Gewaltthätigkeiten, welchen ſie täglich ausgeſetzt wären. Um dieſem Gerüchte mehr Glauben zu verſchaffen, wurden mehreren Perſonen Briefe zugeſchickt, mit den Nahmen von Mönchen von la Trappe unterzeichnet. Ein ſolches Schreiben bekam unter andern der Abt von Ciſteaux, worin er dringend gebeten wurde, das Kloſter zu viſitiren, oder wenigſtens einen Commiſſarius hin zu ſchicken, die Beſchwerden der Mönche aufzunehmen, und die üble, harte Behandlung von Seite des Abts zu unterſuchen. Der Abt von Ciſteaux maß aber dem Inhalte ſo

wenig Glauben bey, daß er damals Rancé nicht einmal Nachricht davon gab, und erſt ſpäter, als die Gerüchte vergangen waren, an ihn ſchrieb: „Wenn man ſich durch ein freiwilliges Gelübd, nach einem Probejahre, verbindlich gemacht hat, ſo kann man ſich über ein zu ſtrenges Leben billig nicht beklagen, noch ſich, ohne eine Sünde zu begehen und ſeine Seligkeit in Gefahr zu ſetzen, davon wieder befreien. Ich würde mir wenigſtens ein Gewiſſen daraus machen, den Mönchen zu la Trappe die Erlaubniß zu ertheilen, zu einer milderen Lebensart zurück zu kehren, wenn ich nicht von der Nothwendigkeit einer Dispenſation durch offenbare Thatſachen überzeugt würde.“

Die Mönche erfuhren endlich dieſe ausgeſtreuten Erdichtungen und den Inhalt des Schreibens, das der Abt von Ciſteaux erhalten hatte. Sie ſchrieben daher an ihn: Alles dieſes wären nur Lügen und Verleumdungen, daher ſie, völlig frey, und in keiner andern Abſicht, auch aus keinem andern Bewegungsgrunde, als bloß, um ihre wahre Geſinnung zu erkennen zu geben, ihm hiermit eine förmliche Erneuerung ihres Gelübdes, das ſie ſchriftlich aufgeſetzt und unterzeichnet hätten, überſendeten.

Diese Erklärung, die das Gepräge der Frömmigkeit und christlichen Aufrichtigkeit hat, wurde im Publicum bekannt, und brachte die üble Nachrede und Verleumdung auf einige Zeit zum Schweigen. Aber gerade das, was den Neid ganz vernichten sollte, giebt ihm oft nur neue Kräfte.

Ein Geistlicher, der zu la Trappe Noviz gewesen war, und seit dieser Zeit verschiedene Reisen dahin gemacht, auch dem Anschein nach an des Abts Vertrauen einigen Antheil gehabt hatte, wußte sich eine Anzahl von dessen Briefen zu verschaffen, und machte eine Sammlung davon, wozu bloßer Eigennutz ihn verleitete. So bald er wieder nach Paris kam, bewirkte er die Erlaubniß zum Druck und ein Privilegium, worauf er die Handschrift einem Buchhändler überließ, um sie heraus zu geben. Ein Freund von Rancé erfuhr dieses, und gab ihm sogleich davon Nachricht. Dieser nahm es sehr übel, daß man ohne sein Vorwissen, sogar wider seinen Willen, über sein Eigenthum auf solche Art schalten wollte. Er beklagte sich darüber bey dem Kanzler, und bat ihn, den Druck zu untersagen, und auf das, was etwa schon gedruckt sey, Be-

ſchlag zu legen. Dieß geſchah ſogleich: Aber kaum waren drey Monate vergangen, ſo kam das nämliche Werk unter einem andern Titel, und mit einigen Zuſätzen des gedachten Geiſtlichen, zum Vorſchein. Er ſchenkte ſogar dem Kanzler ein Exemplar davon, der gar nicht vermuthete, daß es eben das Buch ſey, deſſen Druck er verboten hatte. Als er aber dahinter kam, ließ er den Geiſtlichen ſo fort zu ſich kommen. Zuvor war die Herausgabe bloß aus dem Grunde verhindert worden, weil man ſie wider Willen des Verfaſſers veranſtaltet hatte; jezt verſicherte der Geiſtliche, er habe nichts ohne Einwilligung des Abts von la Trappe gethan. Zwar wolle er nicht gern als Verfaſſer des Buchs bekannt ſeyn, und es nicht unter ſeinem Nahmen erſcheinen laſſen, allein er wünſche doch, daß es gedruckt werde, weil er es dem Publicum für zuträglich halte, und hierzu habe er ihm einen ausdrücklichen Auftrag ertheilt. Eben dieſes ſagte der Geiſtliche auch zu dem Oberpräſidenten des Pariſer Parlaments, und zu mehreren Perſonen vom Stande, die des Kanzlers Achtung und Zutrauen, in vorzüglichem Grade beſaßen. Da man wußte, daß Rancé den Herausgeber zu ſei-

nen Freunden rechnete, und da letzterer an allem, was erstern betraf, einen eifrigen Antheil nahm, so verfiel man gar nicht darauf, daß er aus eigennützigen Absichten gehandelt habe, sondern fand das, was er anführte, ganz wahrscheinlich, und ein Schein von Aufrichtigkeit, so wie die Unbefangenheit, mit der er alles vorbrachte, verschafften ihm um so eher Glauben.

Dieser Vorfall war Rancé's gutem Rufe höchst nachtheilig. Sein Schreiben an den Kanzler, daß er die Herausgabe seiner Briefe verhindern möchte, und die dem Geistlichen ertheilte Anweisung zum Drucke, ließen sich, als völlig widersprechend, nicht mit dem Begriff von Rechtlichkeit vereinigen. Wenn er, sagte man, selbst den Chef der Justiz so compromittiren kann, für wen wird er denn sonst noch Achtung haben? Mehr bedurfte es nicht, um ihm um die Gunst und die Achtung des Kanzlers zu bringen, der ihn vorzüglich geschätzt hatte. Rancé wußte von diesen Vorfällen in Paris kein Wort, und würde auch noch lange nichts davon erfahren haben, wenn ihn nicht eine Person von hohem Stande, ein naher Verwandter des Kanzlers, davon benachrichtiget, und auf die üblen Folgen, die da-

raus entstehen müßten, aufmerksam gemacht hätte. Rancé war darüber erstaunt und niedergeschlagen. Sein Gewissen machte ihm zwar keine Vorwürfe, doch ersah er aus den erhaltenen Briefen, daß es schwer halten würde, den wichtigsten Männern im Staate, die von ihm gefaßte üble Meinung zu benehmen. Er machte indessen den Versuch, und erklärte die Behauptung des Geistlichen für unwahr. Allein sein erstes Schreiben war fruchtlos; er schrieb zum zweiten Male, aber dieß half eben so wenig; er setzte darauf alle seine Freunde in Bewewegung, doch auch diese richteten nichts aus. Der Geistliche blieb immer bey dem, was er einmal behauptet hatte, und wußte dieß zu bescheinigen, daß er nicht einmal einen Verdacht von Unredlichkeit erregte.

So vergingen sieben bis acht Monate, ohne daß es Rancé möglich war, den üblen Eindruck auszulöschen, als einer seiner Mönche, der Sohn eines der vornehmsten Staatsdiener, ihn bat, seinen Vater zum Vermittler der Sache zu machen; denn nach seiner Versicherung besaß dieser die Achtung und das Vertrauen des Kanzlers in hohem Grade. Der Abt war damit zufrieden, und der Mönch meldete nun seinem Vater den

ganzen Hergang der Sache, mit Beyfügung der vom Abte deßhalb erlaſſenen Schreiben; kurz, er ſetzte ihn in den Stand, den Kanzler und alle gegen den Abt eingenommenen hohe Perſonen von ſeiner Unſchuld überzeugen zu können. Der Vater des Mönchs erfüllte des Sohns Bitte um ſo lieber, weil er ſelbſt ſich für Rancé intereſſirte. Es gelang ihm auch ſo, daß der Kanzler dem Abte die vorige Achtung und Gunſt recht gern von neuem ſchenkte, und dem Vermittler auftrug, ihn davon zu verſichern. In der That verdoppelte er auch ſeit dieſer Zeit die Beweiſe ſeines Wohlwollens. Auch die übrigen irre geleiteten Perſonen, kamen von ihrer vorgefaßten Meinung zurück.

Nicht lange war dieſer verdrüßliche Vorfall vorüber, ſo wurde Rancé's Ruhe von neuem geſtört. Als er den Tod des berühmten Doctor Arnaud erfuhr, ſchrieb er an den Abbé Nicaiſe, Canonicus der Heiligenkapelle zu Dijon, der beynahe achtzig Jahre alt war, und ſich auf das Land begeben hatte, um deſto ungeſtörter an ſein Ende denken zu können, folgenden Brief: „So iſt denn Hr. Arnaud endlich geſtorben, und ſeine Laufbahn, die er ſo weit als er konnte,

verfolgt hatte, mußte ſich ſchließen. Was man auch ſagen möge: viele Streitfragen haben nun ein Ende! Für ſeine Parthey war ſeine Gelehrſamkeit und ſein Anſehen von großem Gewicht. Glücklich iſt der, der keine andre hält, als die Parthey Jeſu Chriſti, und alles bey Seite ſetzt, was ihn davon abziehen, oder auch nur für einen Augenblick zerſtreuen könnte, vielmehr ſich ſo feſt an ſie anſchließt, daß nichts im Stande iſt, ihn davon los zu reißen.“

Arnaud's Freunde waren unzufrieden mit dieſem Briefe: ſie beſchwerten ſich darüber gegen den Abt Rancé in ſtarken Ausdrücken, und ließen einige ihrer Schreiben drucken. Am heftigſten erklärte ſich Hr. v. Tillemont dagegen. Dieſer verlangte, Rancé ſolle widerrufen, und durch eine öffentlich bekannt gemachte Schrift die nachtheilige Meinung, die er von Arnaud veranlaßt habe, wieder auslöſchen. Rancé antwortete darauf: „Das Schreiben, das Sie an mich zu erlaſſen mir die Ehre erzeigt haben, iſt von mir mit möglichſter Aufmerkſamkeit erwogen worden, und nunmehr, nachdem ich die mir vorgelegten Gründe vor Gott mit vorzüglicher Anſtrengung meines Nachdenkens geprüft habe, muß

ich gestehen, daß anstatt bey mir einen Zweifel zu erregen, oder in Ansehung des von Ihnen berührten Gegenstandes und meines Betragens dabey, mir den mindesten Scrupel zu machen, ich mich mehr als jemals in meiner Meinung bestärkt fühle, und vollkommen überzeugt bin, hierin den Willen Gottes befolgt zu haben. Mein Gewissen, das ich zu Rath gezogen habe, sagt mir nichts anderes, als daß ich bis an mein Ende dabey bleiben soll, und diesen Entschluß habe ich auch gefaßt. Es thut mir sehr leid, Ihrem Verlangen nicht Genüge leisten, und bey dieser Gelegenheit, wie ich es bey jeder andern thun würde, beweisen zu können, daß ich in Wahrheit und mit vieler Hochachtung bin ꝛc."

Allen übrigen, die in dieser Angelegenheit an Rancé geschrieben hatten, antwortete er entweder gar nicht, oder mit großer Mäßigung.

Rancé's körperlicher Zustand verschlimmerte sich täglich. Er konnte den rechten Arm und die rechte Hand gar nicht mehr gebrauchen, und er litt beständig heftige Schmerzen. Vom Alter gedrückt, von einer dreyßigjährigen nie unterbrochenen Buße erschöpft, war er nicht mehr im Stande, alle seine Pflichten mit der ehemaligen

Pünkt-

Pünktlichkeit zu erfüllen, ob er gleich sonst noch eben die Geisteskräfte, eben den Eifer hatte, und sein Ansehen, seine Achtung, Liebe und Zutrauen bey seinen Untergebenen, statt abzunehmen, täglich wuchs. An den Handarbeiten konnte er nicht mehr Theil nehmen, dem Kapitel nur selten beywohnen, und nicht mehr so oft Ermahnungsreden halten, die seine Mönche zur Buße erweckt, und sie in der Andacht erhalten hatten. Er fürchtete, daß nach und nach eine Erschlaffung entstehen, und der Eifer erkalten möchte, den sein Beyspiel genährt hatte. Dieß brachte ihn auf den Gedanken, seine Stelle nieder zu legen, um sich als bloßer Mönch im Gehorsam zu üben, und Gott allein zu leben. Er faßte daher den Entschluß, die Abtey in die Hände des Königs zu resigniren, und bey den vielen Beweisen, die ihm dieser von seiner Gnade und seinem Schutze gegeben hatte, zweifelte er nicht, er werde einen Nachfolger ernennen, der auf die genaue Befolgung der von ihm im Kloster la Trappe eingeführten Regel halten würde.

Er zog dieserhalb seine Freunde zu Rath, deren Meinungen bey einer so bedenklichen Sache getheilt waren. Einige hielten dafür, eine

Veränderung in der Klosterdirection würde eher gefährlich als nützlich seyn; schon der Schatten seines Ansehens werde mehr geachtet werden, als alle Autorität, die ein andrer sich erwerben könne; die Stärke seiner Seelenkräfte, die Gott ihm erhalten habe, machten doch die Hauptsache aus, und mehr als alles übrige; kein Mensch werde sich daran stoßen, wenn er nicht mehr in allen Stücken das Beyspiel gebe, da die offenbare Unmöglichkeit ihn davon loszähle; mancher Mönch sey als solcher ein vortreffliches Subject, der aber keine Fähigkeiten zur Direction habe; das menschliche Herz sey so unerforschlich, daß er, bey aller seiner Einsicht, doch leicht in der Wahl seines Nachfolgers einen Fehlgriff thun könne, den er immer bereuen würde; Ehrenstellen führten eine ganz eigene Versuchung bey sich, und selbst der reinsten Tugend werde es schwer, dieser zu widerstehen; endlich so sey auch zu befürchten, daß zwey Aebte in dem nämlichen Kloster leicht zu einer Spaltung Veranlassung geben dürften, und hieraus Uneinigkeit entstehen möchte, wenn einige Mönche ihm ferner anhingen, die sich an die Leitung eines andern nicht gewöhnen könnten, dagegen es andre mit dem

halten würden, der nun seine Stelle eingenommen hätte.

Rancé hingegen und einige andre seiner Freunde waren der Meinung: Ein Superior sey nur um seiner Stelle willen da, und sobald er nicht mehr im Stande sey, die damit verknüpften Pflichten zu erfüllen, sey er Gewissens halber verbunden, sie aufzugeben. Dieß sey nun gerade in la Trappe der Fall. Hier wären die Mönche gewohnt, ihren Abt immer an der Spitze zu sehen, und eine so harte Lebensart, gegen die sich die Natur beständig auflehne, könne ohne das Beyspiel des Superiors, ohne ununterbrochene Aufsicht, nicht von Dauer seyn. In la Trappe sey es einer der wesentlichsten Puncte, sich in allen Stücken an den Abt zu halten, ihm nicht das mindeste zu verbergen, ihn oft um Anweisung und Rath zu bitten, und bey ihm Trost in ihren Leiden zu suchen; die Schwachen müsse er unterstützen, die Trägen ermuntern, die gar zu Eifrigen zurück halten. Für solche Geschäfte sey ein Kranker nicht gemacht, und müsse darunter erliegen. Sein Zustand halte die Mönche auch oft zurück, ihre Zuflucht zu ihm zu nehmen, aus Furcht, ihm lästig zu werden. Die-

sem allen fügte Rancé noch bey, daß er Zeit haben würde, seinen Nachfolger zu bilden, so daß, wenn es Gott gefallen sollte, ihn abzurufen, man die Veränderung weniger gewahr werden, und eigentlich bloß eine Verschiedenheit der Personen statt finden würde.

Rancé schrieb nun an den König, und bat um seine Entlassung. Nach Anführung der Bewegungsgründe, fährt er in seiner Bittschrift also fort: „Ich würde nicht alles thun, Sire! was Gott von mir fordert, wenn ich Ew. Majestät nicht auch vorstellte, daß wenn ich gleich meine Stelle nicht ganz so versehen habe, wie ich wohl gesollt hätte, Gott dennoch nicht unterlassen hat, in diesem seinem Hause eine beträchtliche Anzahl von Geistlichen zu versammeln, die, in wahrer Vergessenheit aller gegenwärtigen Dinge, und in gläubiger Erwartung der zukünftigen, Gott in der Stille dienen, und deren vornehmstes Geschäft ist, ihre Herzen und Stimmen Tag und Nacht zum Himmel zu erheben, um ihn für die Erhaltung und Segnung Ihrer geheiligten Person, den Erfolg Ihrer Waffen, und das Glück des Staats anzuflehen.“

„Ich bin überzeugt, daß wenn Ew. Majestät

von der Beschaffenheit des Klosters und den Gesinnungen seiner Bewohner genaue Kenntniß hätten, bey Ihrer Liebe zum Guten, diese einfältigen Seelen, die sich, ohne jemanden zur Last zu fallen, Gott als ein Opfer für die Ruhe und das Heil einer Welt hingeben, der sie nicht mehr angehören, und um die sie sich nicht weiter zu bekümmern gelobt haben, des Schutzes vorzüglich werth halten würde."

„Ich hoffe von Ew. Majestät Gnade und Liebe zur Religion, wovon Sie bey jeder Gelegenheit so herrliche Beweise geben, daß Sie den von mir gefaßten Entschluß zu genehmigen geruhen, und Ihr Angesicht nicht von einer Anstalt abwenden werden, die Sie bisher so günstig angesehen haben, und die ihre Stelle unter den großen, zu Befestigung des Reiches Jesu Christi und zur Erbauung der Kirche, von Ihnen verrichteten Thaten, einnehmen wird. Ich wage es, selbst zu versichern, daß an dem Tage, wo die furchtbare Macht, welche den Ruhm Ihrer Waffen, und die Verherrlichung Ihres Nahmens bis an der Welt Ende verbreitet hat, von Ihnen wird genommen werden, es Ihnen zu keinem geringen Troste gereichen dürfte, sich durch

das inbrünstige Gebet derer bey Gott unterstützt zu wissen, die wegen der Heiligkeit ihres Lebens erhört zu werden verdient haben."

„Bis zum letzten Hauche unsers Lebens, Sire, werden wir Gott bitten, Ew. Majestät mit jeder Gnade und Segen zu überschütten, und daß, wenn Sie nach einer langen Reihe glücklicher Jahre, nach seinem Willen über die Menschen zu gebieten aufhören, er Sie mit seinen Engeln ewig im Himmel regieren lasse." *)

In einer Nachschrift hatte Rancé noch hinzu gefügt: „Ew. Majestät bitte ich um Erlaubniß, noch den Wunsch äußern zu dürfen, daß es mir zu einem großen Troste gereichen würde, wenn ich noch vor meinem Absterben denjenigen kennen lernen könnte, dem Sie die Abtey zu verleihen geruhen wollen."

Rancé schickte diese Vorstellung seinem alten Freunde, dem Erzbischofe von Paris, (Franz von

*) Es ist in der That auffallend, wie ein Mann, der sich die Aufrichtigkeit zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht hatte, solche Schmeicheleien einem Könige sagen konnte, der damals noch das Blut und Vermögen der Unterthanen, seiner Ehrsucht aufopferte, und im offenbaren Ehebruche lebte.

Harlay) zu, um ſie dem Könige zu übergeben, und äußerte zugleich, er vertraue der Gnade des Königs, daß er ihm einen Nachfolger geben werde, der die erforderlichen Eigenſchaften beſitze, das Gute aufrecht zu erhalten, welches durch Gottes Gnade in la Trappe geſtiftet worden ſey.

Der König las die Vorſtellung des Abts, und befahl dem Erzbiſchofe, Rancé zu melden: Er werde die Sache vor Gott überlegen, und ihm dann wiſſen laſſen, was er zu Erfüllung ſeiner Wünſche thun könne. Dafür dankte Rancé dem Könige in einem beſondern Schreiben, worin er unter andern ſagt: „Wir, (nämlich er und ſeine Mönche,) werden Gott bitten, daß er Ihnen die zu Füßen lege, die ſo verwegen waren, ſich gegen Ew. Majeſtät aufzulehnen, und ſich Ihren Entwürfen zu widerſetzen, von denen man behaupten kann, daß ſie voll außerordentlicher Weisheit und Gerechtigkeit ſind.“

Der König ernannte bald darauf den Prior von la Trappe, Dom Zozime, (der zuvor als Weltmann den Nahmen Peter Foiſil geführt hatte,) zu ſeinem Nachfolger, und befahl dem Geſandten zu Rom, die Ausfertigung der Bulle zu bewirken, welche ohne alle Koſten ertheilt

wurde. Dom Zozime ward am 28sten December 1695 eingeführt, und vom Bischofe von Seez den 22sten des folgenden Monats eingesegnet.

Rancé befolgte nunmehr das Gelübde des Gehorsams nach der Regel des h. Benedicts in seinem ganzen Umfange. Da er zu schwach war, in das Kapitel zu gehen, so ließ er sich hinein tragen, und warf sich dann dem Abte mit den Worten zu Füßen: Mein Vater! Ich komme, um Ihnen den Gehorsam anzugeloben, den ich Ihnen als meinem Superior schuldig bin, und Sie zu bitten, mich eben so, wie den geringsten Ihrer Untergebenen zu behandeln. Der Abt war über eine so tiefe Demuth betroffen, und da er Rancé vergeblich bat, aufzustehen, so kniete auch er nieder, umarmte ihn, und sagte: Und ich, mein Vater, ich erneuere den Gehorsam, den ich Ihnen bey meinem Eintritt in dieses Haus angelobt habe, und verspreche, ihn nie aus den Augen zu setzen.

Der ganze Convent ward hierdurch um so mehr erbaut, da man vielleicht im Cistercienser-Orden noch kein Beyspiel hatte, (wenigstens es doch etwas ganz ungewöhnliches ist,) daß ein freiwillig abdankender Abt seinem Nachfolger ein

Gelübde des Gehorsams ablege. Bey Rancé war dieß keine bloße Zeremonie; er that nichts mehr ohne Erlaubniß, und war hierin äußerst pünktlich. Indessen gestattete ihm der Abt ein für alle Mal, alles zu thun, was ihm gut dünke, wovon Rancé aber keinen Gebrauch machte, sondern sich für jeden einzelnen Fall Erlaubniß erbat.

Eben so wenig war von Seiten des Abts die Erneuerung seiner Verpflichtung, zu gehorchen, ein bloßes Compliment. Er betrachtete Rancé immer als seinen Vater, der ihn Jesu zugeführt hatte, und als seinen Lehrer, dem er der Heiligen Wissen verdankte. Er that nichts ohne sein Vorwissen, fragte ihn in allem um Rath, und befolgte seine Meinung so pünktlich, als es der geringste Mönch nur hätte thun können. Eine zärtliche, aufrichtige Liebe, eine tiefe Verehrung seiner Tugenden, knüpften ihn mit unauflöslichen Banden an seinen Vorgänger.

Weit entfernt, sich die Nachgiebigkeit des Abts zu Nutz zu machen, lehnte Rancé alle Geschäfte von sich ab, und vermied selbst den Schein, sich in irgend etwas zu mischen. Er gab immer zuerst das Beyspiel von der dem Abte

schuldigen Ehrfurcht und Unterwürfigkeit. Erlaubte es irgend seine Gesundheit, so ging er in das Kapitel, klagte sich hier wegen seiner Versehen an, bat um Auflegung einer Buße, und that überhaupt alles, was ein bloßer Mönch thun konnte.

Seine Abdankung und sein Betragen nach derselben, fanden beym Publicum so allgemeinen Beyfall, daß seine Feinde und Neider selbst auf eine Zeitlang verstummten. Der Abt von Cisteaux gab ihm dieses in einem Schreiben zu erkennen, mit dem Beyfügen: Jedermann sey überzeugt, daß er diesen Schritt bloß aus Demuth gethan habe, und um in der Stille an die Vollendung seiner Laufbahn und seiner Vervollkommnung zu denken. Der Abt halte indessen dafür, daß Rancé, der Entsagung seiner Würde ohnerachtet, nicht umhin könne, sich seiner Mitbrüder eben so wie zuvor anzunehmen. Dieß befolgte auch Rancé, schloß aber von seinen Dienstleistungen alles das aus, was auf die Direction des Klosters einigen Bezug haben konnte, oder ihn gewisser Maßen an der Autorität des Abts hätte Theil nehmen lassen.

Was seine auswärtigen Verbindungen be-

trift, so faßte er den Entschluß, sie ganz und gar aufzuheben, und selbst allen Briefwechsel, den mit einigen wenigen vertrauten Freunden ausgenommen, abzubrechen, sich in das Krankenhaus, (das er ohnehin nicht mehr zu verlassen im Stande war,) wie in ein Grab zu verschliessen, und nur noch an Tod und Ewigkeit zu denken.

Es war ihm aber dennoch nicht möglich, an den Angelegenheiten des Klosters keinen Theil mehr zu nehmen. So bald das geringste vorfiel, wendete man sich immer an ihn. Die Mönche, deren Verehrung durch seine Abdankung sich noch vermehrt hatte, konnten seines Trostes und seiner ihnen so ersprießlichen Unterhaltung nicht entbehren. Mit unbegrenztem Vertrauen öffneten sie ihm ihr Herz, und fragten ihn um Rath. Der Abt misbilligte dieß nicht nur nicht, sondern munterte sie auch selbst dazu auf.

Auswärtige konnten sich eben so wenig entschließen, die Verbindung mit ihm aufzugeben. Manche schrieben an ihn, und erbaten sich seine Anweisung, andre kamen zum Theil von weit her, um ihn selbst zu sprechen, und ihn zu Rath zu ziehen. Zwar antwortete er Anfangs nicht,

nahm auch keine Besuche an, doch mußte er endlich nachgeben, da es ihm erleuchtete Männer zu einer Gewissenssache machten. Aber dieß gab seinen Feinden zu neuen Verleumdungen Veranlassung. Sie sagten: Er habe nur von dem lästigen Theile der Abtsstelle sich los gemacht, sich aber den angenehmen und die Unabhängigkeit vorbehalten; er werde sich nie entschließen, das Stillschweigen selbst zu beobachten, das er andern mit solcher Strenge, wovon es kein Beyspiel gebe, auferlegt habe; als er noch Abt gewesen sey, hätte er sich vermöge seiner Stelle davon frey gemacht; was er denn jezt, wo er ein bloßer Mönch, und der Regel wie jeder andre unterworfen sey, für eine solche Ausnahme anführen könne?

Seine Freunde antworteten: Die christliche Liebe, die über die Klosterregel erhaben sey, befreie ihn davon. Ein Mann von solchen Einsichten, der der Kirche so nützlich gewesen sey, und ihr noch jezt große Dienste leisten könne, dürfe nicht wie ein bloßer Mönch betrachtet, und den nämlichen Vorschriften unterworfen werden. Der allgemeine Nutzen müsse einem besondern Gebrauche vorgehen; Rancé's Betragen beruhe

auf dem Urtheile der verständigsten, darüber zu Rath gezogenen, Männer, und auf der ausdrücklichen Erlaubniß, selbst dem Befehle, seiner geistlichen Vorgesetzten. Aber die, Rancé deshalb gemachten, Vorwürfe dauerten dem ohnerachtet fort, obgleich die nämlichen Menschen, die sie ihm machten, damals, als er Briefwechsel und Besuche ablehnte, ihm Schuld gaben: Dieß geschehe bloß, um seine Geistesschwäche zu verbergen, und er entziehe sich den Menschen nur deshalb, weil er sich vor ihnen nicht mehr mit Ehren sehen lassen könne. Auf welche Art sich Rancé dabey benahm, ersieht man aus folgendem Briefe an einen seiner Freunde:

„Schon seit langer Zeit findet man ein Vergnügen daran, Dinge von mir zu sagen, die bloß in der Einbildung einiger übel gesinnten Personen ihren Grund haben. Ich versichere Sie aber, daß dieß meine Ruhe gar nicht stört, und mir nicht die geringste üble Laune verursacht, weder in Ansehung derer, welche dergleichen erfinden, noch derer, die es weiter verbreiten. Ich ziehe im Gegentheil einen bedeutenden Nutzen davon; denn es giebt mir Veranlassung, meinen Feinden zu verzeihen, mich vor den Fehlern zu

hüten, derer sie mich beschuldigen, für sie zu beten, und das Böse, das sie von mir sagen, nicht durch mein Betragen wahr zu machen. In der That giebt es nur Einen Schaden, den sie mir zufügen könnten, nämlich den: Wenn sie mir die christliche Liebe raubten; doch dieses wird ihnen nie gelingen, denn Gott, der sie in mein Herz gepflanzt hat, wird sie darin, aller ihrer Bemühungen ohnerachtet, auch bewahren. Und wenn selbst die Hölle und die Erde mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten, so können sie dennoch gegen die nichts ausrichten, die Jesus Christus beschützt. Nach allen den Beweisen, die er mir von seinem Schutze gegeben hat, und noch täglich giebt, darf ich nicht daran zweifeln, zu dieser Zahl zu gehören. Der h. Augustin sagt hierüber etwas sehr merkwürdiges, nämlich: daß so lange, als der Teufel kein Christ wird, diejenigen, welche Christo nicht angehören, seine Anhänger beständig bekriegen werden. Ich habe oft gesagt, und sage es noch jezt: Wenn es möglich wäre, so müßte man sich Feinde mit Gold erkaufen. Diese Gesinnung ist mir schon längst eigen; sie ist mir zu theuer, als daß ich mich darum bringen sollte, und ich hoffe, sie mir bis

an mein Ende zu erhalten. Beklagen Sie mich alſo nicht weiter; denn nach meinen Regeln, welche die des Evangeliums ſind, verdiene ich eher Neid als Mitleiden. — Was das Gerede betrift, daß meine Krankheit meine Geiſteskraft geſchwächt habe, ſo kann ich Sie verſichern, daß dieſe Leute mich weder ſelbſt geſehen, noch über mich von denen Nachricht eingezogen haben, die um mich ſind und mich kennen. Durch die Gnade Gottes haben alle mich betroffene Krankheiten weder mein Herz noch meinen Kopf angegriffen. Ich habe ſie aus der Hand Gottes mit völliger Ergebung angenommen, und ſo nehme ich ſie noch jezt an. Was ich vor zwanzig Jahren war, bin ich noch jezt, und wenn es darauf ankäme zu Jeſu Chriſti Ehre zu ſchreiben, ſo würde ich es mit eben der Lebhaftigkeit und Freiheit thun, als jemals, denn der Geiſt iſt noch willig, obgleich das Fleiſch ſchwach iſt. Glaubt man deshalb, daß meine Seelenkräfte geſchwächt ſeyen, weil ich mich gegen die, welche mich angegriffen, nicht gerührt habe, ſo irret man ſich. Habe ich geſchwiegen, ſo geſchah es deshalb, weil ich glaubte, daß Gott es ſo wollte, ſo wie, weil ich ein Chriſt bin, alſo nicht Böſes mit Böſem vergelten darf, ſon-

dern Gott die Rache anheim stellen, und denen, wo möglich, Gutes erzeigen muß, die mir Böses zuzufügen suchen."

Daß Rancé wirklich seinen Feinden Gutes zu thun suchte, davon zeigen folgende Beyspiele. Einer seiner Freunde bat ihn um ein Empfehlungsschreiben für den Sohn eines Mannes von Stande, der immer sein offenbarer Widersacher gewesen war, und alles angewendet hatte, ihn unglücklich zu machen. Rancé war sogleich willig dazu, und schrieb an seinen Freund so dringend, daß dieser ihm antwortete: Er wisse vielleicht nicht, daß der Empfohlne ein Sohn seines grausamsten Feindes sey? Im Gegentheil, erwiderte Rancé, weiß ich dieß recht gut, und eben deßhalb habe ich so dringend geschrieben. Wäre es für den Vater des Empfohlnen gewesen, so würde ich noch mehr zu thun gesucht haben; denn am Ende betrügt man sich doch, wenn man sich einbildet, ein Christ zu seyn, ohne die Vorschriften des Evangeliums auszuüben.

Ein andrer seiner Freunde äußerte einst im Gespräche, daß in der Rache etwas süßes sey, und er es nicht von sich erhalten könne, seinen Feinden zu vergeben. Rancé sagte ihm alles,

was

was sich nur dagegen sagen läßt, und unter andern, was schon oben angeführt ist, daß wenn man einsähe, von welchem Nutzen Feinde sind, man sie mit Gold aufwiegen würde. Der Freund gab ihm zwar Recht, meinte aber, er könne nicht Herr über sein Herz werden. Da stand Rancé plötzlich auf, und sagte mit einer Lebhaftigkeit, die sich von einem Kranken, der sich kaum rühren konnte, gar nicht erwarten ließ: Wissen Sie wohl, daß der, welcher Feinde hat, Herr über das Urtheil ist, das Jesus an dem schrecklichen Tage des Gerichts entweder für oder gegen ihn fällen wird? Denn der Mund der Wahrheit, der nie lügen kann, versichert uns: Wer vergiebt, dem soll vergeben werden! Mit einem Worte, es wird uns widerfahren, was wir Andern haben widerfahren lassen, und mit dem nämlichen Maaße gemessen werden, womit Wir Andere gemessen haben.

Rancé's körperliche Beschwerden nahmen immer mehr zu, und er wurde täglich schwächer. Man hielt dafür, daß er schlechterdings Fleischspeisen, welche die Regel den Kranken erlaubt, genießen müsse. Es kostete aber große Mühe, ihn hierzu zu bringen, und hinterher machte er

ſich Vorwürfe darüber, und klagte, daß man ihn wolle unbußfertig ſterben laſſen. Dieſe beſtändige Strenge gegen ſich ſelbſt, ſetzte ſeine Brüder in Verlegenheit, und betrübte ſie; einer unter andern ſagte zu ihm: Er habe in der Kirchengeſchichte ein Beyſpiel gefunden, das alle ſeine Bedenklichkeiten heben könne. Er las ihm hierauf vor: daß als ein Einſiedler, der ein eben ſolches büßendes und erbauliches Leben geführt, und den jeder ſeiner Brüder als ein Muſter von Tugend betrachtet habe, im hohen Alter krank geworden ſey, er einige Erleichterung anzunehmen gezwungen worden, die er bis dahin immer abgelehnt hatte. Da indeſſen ſein Gewiſſen ihn deshalb beunruhigte, ſo verſammelten ſich die verſtändigſten, in der Wüſte lebenden, Väter, um dieſe Schwierigkeit aufzulöſen. Einſtimmig entſchieden ſie, daß wenn der Einſiedler die Erleichterung, wozu man ihn gezwungen, von ſelbſt gewünſcht und ſie ſich ſelbſt verſchafft hätte, er ſicher des Lohns für ſeine vorige Buße verluſtig gehen würde; wenn er ſie aber wider Willen und ungern, bloß durch ſeine Krankheit dazu gezwungen, annehme, ſo werde er ſich den ganzen Verdienſt ſeiner früheren Mühſeligkei-

ten erhalten, und die Belohnung dafür nicht einbüßen.

Rancé's Lebensart im Krankenhause war diese. Er stand Morgens um halb drey Uhr auf, ging zwischen drey und vier Uhr in die Messe, von vier bis halb sechs Uhr widmete er sich dem Gebete, dann hielt er die Prima *). Hierauf wurde ihm die Hand verbunden, welches ihm jedesmal große Schmerzen verursachte, weil seine Nerven ganz bloß lagen. Von sechs Uhr an beantwortete er die eingegangenen Briefe, oder beschäftigte sich auf eine andere nützliche Art bis zur hohen Messe; dann sagte er sein Officium (Stundengebet) her, las im neuen Testamente, und betete für sich bis zur Essenszeit. Nach Tische las er das alte Testament, sprach mit seinen Brüdern, oder mit Fremden, die ihn besuchten, und von drey Uhr an bis zum Abendessen der Mönche, blieb er allein, sah entweder seine Schriften durch, oder arbeitete an neuen. Während der ersten zwey oder drey Jahre seines Aufenthalts im Krankenhause, arbeitete er seine Be-

*) Die erste von den horis canonicis; das erste der Gebete, wozu katholische Geistliche verpflichtet sind.

trachtungen über die Evangelien aus. Nachher nahmen aber seine Schmerzen so zu, und wurden so anhaltend, daß er nichts mehr schreiben konnte, und er brachte nun einen guten Theil seiner Zeit mit Hersagen der Psalmen hin. So verlebte er die letzten fünf bis sechs Jahre seines Lebens, behielt aber dabey bis an seinen Tod, alle Gegenwart des Geistes, Beurtheilungskraft, Sanftmuth und Ruhe des Herzens; doch wurde die letztre noch harten Proben unterworfen. Die erste war, der Tod des Abts, Dom Zozime. Er wurde auf einmal von einem bösartigen Fieber befallen, welches in wenigen Tagen so zunahm, daß man ihn in ein besondres, vom Schlafsaale entferntes, Haus bringen mußte, damit Niemand von ihm angesteckt würde. Man gab ihm einige Layenbrüder zu seiner Pflege, die sich freiwillig dem Tode widmeten. Der fromme Mann fühlte bald, daß sein Tod nahe sey; er empfing die letzten Sacramente, und starb so erbaulich als er gelebt hatte. Dieser Todesfall setzte Rancé in eine neue Verlegenheit. Die Besetzung der Abtey mit einem weltlichen Abte, war durch die letzten beyden Ausnahmen nur aufgeschoben worden, und den König um eine dritte zu bitten,

schien dessen Gerechtsame zu beeinträchtigen. Man konnte allenfalls von der Güte des Königs erwarten, daß er sich durch Rancé ein Subject vorschlagen lassen würde, aber die Wahl würde diesem schwer geworden seyn. Zwar fehlte es in la Trappe nicht an treflichen Männern, die fromm genug waren, um durch ihr Beyspiel Buße und Disciplin aufrecht zu erhalten; allein die mehrsten waren mehr geeignet geleitet zu werden, als selbst zu leiten, oder so demüthig, daß sie schwer zu bewegen gewesen wären, eine Superiorenstelle anzunehmen. Hierzu kam noch, daß ein Superior das Talent, Vorträge und Ermahnungen zu halten, nothwendig besitzen mußte. Rancé wußte aber, daß ein stetes Stillschweigen und die Entfernung von kirchlichen Verrichtungen, der Entwickelung dieses Talents nicht günstig sind. Indessen mußte doch Rancé für den Fall, daß der König sein Gutachten fordern sollte, auf ein Subject bedacht seyn. Er nahm daher seine Zuflucht zum Gebet, worauf seine Wahl auf Dom Franz Armand fiel, der zwar noch nicht lange im Kloster war, aber zuvor einen Theil seines Lebens in einem der strengsten Orden zugebracht, und seit der Zeit, daß er sich in la Trap-

pe aufgehalten, ſich ſo betragen hatte, daß ſich von ihm viel erwarten ließ. Ueberdieß beſaß er die Gabe, ſich gut auszudrücken, und ſeine Ermahnungsreden waren lebhaft und erbaulich. Dom Zozime hatte ihn kurz vor ſeinem Abſterben zum Prior des Kloſters ernannt, und er verſah dieſe Stelle ſo gut, daß man ihn einer höheren für würdig hielt.

Rancé wandte ſich an die Herzogin von Guiſe, und bat ſie, den König zu ſondiren, ob er es wohl genehmigen würde, wenn man ihm einen Mönch aus la Trappe zu Dom Zozime's Nachfolger vorſchlüge? Die Fürſtin übernahm dieſen Auftrag ſehr gern, da ſie für Rancé große Verehrung hatte. Der König ſah wohl ein, wohin dieſe dritte Ernennung führen könne; doch ſeine Frömmigkeit überwog ſein Intereſſe; nur wollte er zuvor wiſſen, wen Rancé vorzuſchlagen gedenke. Als er hörte, Rancé wünſche, daß der Prior Armand Abt werden möchte, ernannte ihn der König dazu. Der Pabſt bewilligte die Beſtätigungsbulle, und der neue Abt ward am 21ſten October 1696 vom Biſchofe von Seez eingeſegnet.

Leider! änderte der nunmehrige Abt, bald nach Antritt ſeiner Stelle, ſein Betragen. Er

bildete ſich ein, eben ſo viel, wo nicht noch mehr, Einſicht und Verdienſte zu beſitzen, als ſein Vorgänger, hatte aber nichts als hohe Ideen und ſonderbare Plane im Kopfe. Gegen Rancé's Gutachten, der der Meinung war, daß man das Kloſter nicht überladen müſſe, nahm er eine groſſe Anzahl von Mönchen auf, und dachte an nichts, als ſich auszubreiten, neue Inſtitute anzulegen, und Colonieen von Trappiſten zu errichten. Daher ſchickte er einige Mönche nach Lettren, ohne ein Privilegium und des Königs Genehmigung vorher nachgeſucht zu haben. Da dieß ganz wider die Verfaſſung des Königreichs war, nach welcher keine ſolche Anſtalt ohne des Königs ausdrückliche Erlaubniß errichtet werden darf, ſo ward er genöthiget, ſeine Mönche zurück zu rufen, und alles wieder in den Stand zu ſetzen, worin er es gefunden hatte.

Statt mit eben der Klugheit und Sanftmuth, als ſein Vorgänger, das Kloſter zu dirigiren, übertrieb er alles ſo ſehr, daß die Mönche ſich genöthiget ſahen, ihre Zuflucht zu dem Viſitator der Provinz zu nehmen, und ihn zu bitten, die Ruhe im Kloſter, und die Verfaſſung auf den nämlichen Fuß herzuſtellen, auf welchen

ſie von Rancé war eingerichtet worden. Die bisherige Disciplin behielt der neue Abt zwar noch bey, doch ließ ſich leicht voraus ſehen, daß er auch dieſe bald abändern würde. In ſeiner Gegenwart, und wenn beſonders auswärtige Fremde dabey waren, begegnete er Rancé höchſt ehrerbietig, ſprach aber in ſeiner Abweſenheit ſehr verächtlich von ihm, gerade als wenn er nur durch Vernichtung des guten Rufs ſeines Vorgängers den ſeinigen hätte gründen können. Ein ſolches Betragen war vielen rechtlichen Leuten zuwider, und ſie machten ihm darüber Vorwürfe. Doch wenn der Eigendünkel ſich erſt des Verſtandes bemächtiget hat, ſo vergißt man leicht ſeine Pflicht; ein Fehler verleitet zu dem andern, und man kömmt nie, oder doch erſt ſpät zur Erkenntniß.

Rancé wurde zu allererſt gewahr, daß er ſich in ſeiner Wahl betrogen hatte. Er vergoß darüber im Stillen häufige Thränen, und war äußerſt beſchämt. Ach! ſagte er: Wie kurzſichtig iſt der menſchliche Verſtand? Wie ſehr betrügt der äußere Schein! Wie ſchwer iſt es, das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden! Nur der allein, der die Herzen prüft, kann ſich in der Wahl der

Menſchen nicht trügen! — Beſchämung war es aber nicht allein, was Rancé zu Herzen ging, ſondern viel mehr noch die Furcht vor den Folgen ſeiner üblen Wahl, da die Zukunft ihm nichts als widrige Ausſichten zeigte. Er litt dadurch um ſo mehr, da er ſich Niemanden zu entdecken wagte, und es auf Erden keinen Troſt für ihn gab. Jezt waren auf dieſe Art die Leiden ſeines Körpers und ſeines Geiſtes gleich empfindlich, und es blieb ihm nichts übrig, als allein ſeine Zuflucht zu Gott zu nehmen, und ſich mit Chriſto zu tröſten, der auch leiden mußte, um in ſeine Herrlichkeit einzugehen.

Es fielen ſo manche Dinge vor, die den neuen Abt dergeſtalt demüthigten und verwirrten, daß er ſelbſt fand, es werde wohl für ihn das beſte ſeyn, auf ſeine Stelle Verzicht zu thun. Rancé war ſehr betroffen, als jener ſich gegen ihn in dieſer Art erklärte, und glaubte, hierin den Finger Gottes zu erkennen. Er billigte den Vorſatz des neuen Abts, ſagte ihm aber zugleich, er möchte erſt die Sache vor Gott überlegen, den auch Rancé ſelbſt bitten wolle, ſeinen Willen kund zu thun. Nach Verlauf der Zeit, die beide mit einander verabredet hatten, ſagte der Abt

zu Rancé: Alles wohl überlegt, glaube er nichts besseres thun zu können, als wenn er seinen Abschied nehme. Zugleich übergab er das dieserhalb aufgesetzte Gesuch, mit der Bitte, es dem Erzbischofe von Paris zuzuschicken, damit dieser es dem Könige vorlegen, und Rancé es mit einem Schreiben begleiten möchte. Rancé versprach dieses, und das Abschiedsgesuch ging nach Paris ab.

So sehr man auch bemüht war, die Sache bis dahin, daß der König einen Nachfolger ernannt haben würde, geheim zu halten, so verbreitete sich dennoch im Publicum bald das Gerücht davon. Die mehrsten Menschen wußten nichts von den Ursachen, welche den Abt zu Niederlegung seiner Stelle bewogen, und diese legten ihm die größten Lobsprüche bey. Armand's Freunden, die eben so wenig seine Bewegungsgründe kannten, mißfiel hingegen dieser Schritt. Sie glaubten, ein unüberlegter Eifer, eine übel verstandene Frömmigkeit, habe ihn dazu bewogen, und in dieser Voraussetzung schrieben sie an ihn, um ihn zu bewegen, sein Gesuch zurück zu nehmen, wobey sie ihm zugleich die Versicherung ertheilten, daß sie, im Fall er es genehmige, sich

bemühen würden, deſſen Rückgabe zu bewirken. Rancé erfuhr etwas von dieſen Briefen, konnte ſich aber, da er die wahren Urſachen von Armand's Entſchluſſe kannte, nicht vorſtellen, daß es dieſen gereuen würde, recht gethan zu haben; aber ſelbſt in dieſem Falle, glaubte er, würde jener einſehen, daß ſeine Reue vergeblich ſey. Indeſſen hörte Rancé einige Zeit darauf, daß die Briefe und Vorſchläge ſeiner Freunde auf den neuen Abt nicht nur Eindruck gemacht hätten, ſondern, daß dieſer auch entſchloſſen ſey, die Rückgabe ſeines Abſchiedsgeſuches um jeden Preis zu bewirken. Rancé hielt es aber nicht für wahrſcheinlich, daß ſich Armand in eine ſolche neue, noch größere Verlegenheit ſetzen würde. Doch dieſer kam zu ihm, mit der Bitte, ſein Abſchiedsgeſuch zurück zu verlangen, weil alle ſeine Freunde dieſen Schritt getadelt, ſogar ihm Leichtſinn und Geiſtesſchwäche vorgeworfen hätten. Die nachtheiligen Urtheile über ſein Benehmen, würden ſelbſt auf Rancé in ſo fern zurück fallen, weil er ihn zu Dom Zozime's Nachfolger erwählt habe, und, wie man ſchon jetzt ſage, er ſein Geſuch nicht gebilligt haben würde, wenn ihm ſeine Wahl nicht gereuet hätte. Noch ſey es Zeit,

seine Uebereilung wieder gut zu machen, denn er wisse von guter Hand, daß die Reise des Hofes nach Compiegne, den Erzbischof verhindert habe, mit dem Könige wegen seiner Verabschiedung zu sprechen, und wenn Rancé darum bitte, werde man ihm gewiß sein durch ihn überschicktes Gesuch sogleich zurück senden.

Dieser Antrag überraschte und betrübte den alten Abt, denn er übersah gleich die Folgen davon, und welche Weitläuftigkeiten er sich zuziehen würde, er mochte ihn ablehnen, oder annehmen. Doch gewohnt, bloß das zu thun, was recht ist, antwortete er darauf: Statt daß sein Abschiedsgesuch ihm im Publicum den geringsten Schaden gethan haben sollte, sey es ihm vielmehr höchst ehrenhaft gewesen; denn da man die Veranlassung dazu nicht gewußt, so habe man es als eine Handlung ausnehmender Tugend betrachet. Er wisse ja selbst, wie viele Glückwünsche er deßhalb erhalten habe. Einen so erbaulichen Entschluß bereuen, würde in der That einen Leichtsinn und eine Geistesschwäche verrathen, die sich nicht entschuldigen ließen. Er wundre sich, daß er für seinen Ruf so sehr besorgt sey, er, der bloß deßhalb nach la Trappe gekommen wä-

re, um der Welt abzusterben, ihr Urtheil zu verachten, und sich ganz der Demuth zu ergeben, die hier im Gange sey. Er bitte ihn daher, daß er doch ja einen jeden Gedanken, die Abtsstelle ferner beyzubehalten, als eine starke und gefährliche Versuchung betrachten möchte.

Das alles machte aber auf den Abt keinen Eindruck, sondern er bestand darauf, Rancé solle sein Gesuch zurück verlangen. Dieser stellte ihm nun die Gründe vor, die ihn bewogen hatten, eine Stelle aufzugeben, welcher er selbst sich für unwürdig gehalten; daß Niemand ihm seinen Entschluß an die Hand gegeben, sondern er solchen aus eigenem Antriebe gefaßt, und auf Rancé's Bitte ihn erst noch weiter erwogen; daß er nach Verlauf des verabredeten Termins, seine Erklärung wiederholt, und verlangt habe, sein Gesuch abgehen zu lassen und mit seinem Vorworte zu unterstützen; daß aller angewandten Vorsicht ohnerachtet, die Sache öffentlich bekannt geworden sey, und Rancé nicht begreife, wie er jezt eine Reue empfinden könne, die ihn nothwendig beschämen müsse.

Dem ohnerachter hörte Armand nicht auf, noch immer in Rancé zu dringen, seiner Bitte

nach zu geben, und stellte ihm vor, was für Folgen eine so eigensinnige Verweigerung haben würde. Er werde um so weniger irgend etwas thun, was wider sein Gewissen laufe, da er auf dem Punkt stehe, vor Jesu Christi Richterstuhle zu erscheinen. Armand sah nun wohl, daß von dieser Seite nichts mehr für ihn zu hoffen sey, und so verließ er Rancé entschlossen, nichts unversucht zu lassen, um seinen Zweck zu erreichen.

So bald Rancé allein war, bat er Gott, daß er Armands Herz lenken, und zu den früheren Gesinnungen zurück führen möchte. Als er noch über diesen Gegenstand in Nachdenken vertieft war, kamen zwey Mönche, (fast die einzigen, die der neue Abt hatte gewinnen können,) zu ihm, und stellten ihm die nachtheiligen Folgen vor, die seine beharrliche Weigerung nach sich ziehen würde. Sie sagten: Der Abt sey entschlossen, die Zurückgabe des Abschiedsgesuchs auch wider Rancé's Willen zu bewirken, und wahrscheinlich werde man sie ihm nicht verweigern. Dieser Zwiespalt würde dem guten Rufe von la Trappe einen unersetzlichen Schaden zufügen; denn man würde nach der Veranlassung

forſchen, und daraus eine Menge Mißverſtändniſſe entſtehen, ſo daß ſtatt des von Rancé geſtifteten Friedens, den er bis hieher ſo ſorgfältig erhalten habe, Hader und Zwietracht die Disciplin untergraben möchten, und er zu ſeinem Leidweſen noch bey ſeinem Leben ein Werk einſtürzen ſehen würde, das ihm ſo viel gekoſtet, und die Kirche ſo ſehr erbaut habe. Alles dieſes könne aber vermieden werden, wenn er dem Abte das gewähre, was er ſo ſehnlich wünſche.

Rancé antwortete: Dom Armand müßte von ſeiner Freundſchaft zu ſehr überzeugt ſeyn, als daß er nöthig hätte, ſich durch Mittelsperſonen bey ihm zu verwenden; was er ihm ſelbſt abgeſchlagen habe, werde er keinem andern zugeſtehen. Rancé werde nie etwas thun, was die Ruhe und das gute Vernehmen, welche unter ihnen herrſchen ſollten, ſtören könnte. La Trappe ſey das Werk Gottes, der es alles Widerſtrebens der Menſchen und der Wuth des Satans ohnerachtet, aufrecht zu erhalten wiſſen würde. Er würde dem Abte gern gefällig ſeyn, aber das, was er von ihm verlange, ſey gegen ſein Gewiſſen, und es ſey unerlaubt, ſich ſelbſt Böſes zuzufügen, um andre zu hindern, Böſes zu thun.

Diese Antwort überbrachten die Mönche dem Abte, der nun auf ein andres Mittel verfiel, seinen Zweck zu erreichen. Da ihm bekannt war, daß Rancé sich die Liebe seiner Feinde zum Gesetz gemacht hatte, und ihnen wohl zu thun suchte, so viel er nur konnte, so glaubte Armand, wenn er ihm allen möglichen Verdruß verursachte, so würde Rancé sich Gewissens halber verbunden halten, ihm seinen Willen zu thun. Von nun an ward Rancé, den Krankheit des Körpers und Betrübniß der Seele gleich sehr drückten, im Krankenhause fast ganz sich selbst überlassen. Die Erleichterungen, die man ihm verschaffen mußte, die Speisen, die man ihm aufzwang, wurden von Armand mit seiner Parthey bekrittelt. Er und seine Freunde wurden verfolgt; es war fast nicht mehr erlaubt, ihn zu besuchen; die, welche Anhänglichkeit und Achtung für ihn zeigten, wurden verdächtig, und man suchte, sie von ihm zu entfernen. Der neue Abt sprach von dem alten verächtlich, erklärte ihn für kindisch, und meinte, es sey mit ihm weiter nichts anzufangen, als ihn einzusperren.

Endlich kam es dahin, daß auch das Publicum dieß erfuhr. Rancé's Freunde geriethen darüber

rüber in Unruhe; einige ſchrieben an ihn, andre kamen nach la Trappe, um von ihm ſelbſt zu hören, was an der Sache ſey. Er hätte dieß nur ſagen dürfen, um gegen den Abt Abſcheu zu erregen; allein zu leiden und gedemüthiget zu werden, war ihm zu lieb, als daß er hierdurch dieſem Zuſtande hätte ein Ende machen ſollen. Daher war ſeine Antwort: daß er mit dem Abte zufrieden ſey; daß er beſſer behandelt werde, als er verdiene. Indeſſen erfuhr man doch durch einige, zu la Trappe ſich aufhaltende, Perſonen die Wahrheit, und bekam einige vom Abte an Rancé in einem rauhen Tone geſchriebene Billets in die Hände.

Als Armand glaubte, er habe nun den Punct erreicht, wo Rancé geneigter ſeyn würde, ihm gefällig zu ſeyn, ließ er ihm von neuem den Vorſchlag thun, ſich mit ihm wegen der Rückgabe ſeines Abſchiedsgeſuchs zu vereinigen. Doch Rancé, der die Gerechtigkeit mehr noch als ſeine Feinde und Verfolger liebte, konnte ſich hierzu nicht entſchließen. Armand erſann nunmehr einen neuen Ausweg. Er ging ſelbſt zu Rancé, und ſagte: da er es nicht rathſam finde, ſich für die Zurückſendung ſeines Geſuchs zu verwenden, ſo

wolle er auch nicht weiter daran denken: aber um zu verhindern, daß seine Feinde nicht länger seinen guten Ruf zu schmälern suchten, bäte er, ihm über sein Betragen ein Zeugniß auszustellen, um dieses gelegentlich den üblen Urtheilen, die man über ihn fälle, entgegen setzen zu können.

Anfangs machte Rancé Schwierigkeiten, es zu ertheilen, weil er nachtheilige Folgen davon voraus sah; der Abt aber drohete, wenn er ihm auch dieß versage, es auf das äußerste ankommen zu lassen, und so gab Rancé, der ohnehin seinen Feinden gern gefällig war, nicht nur nach, sondern stellte es auch in ehrenhaften Ausdrücken aus, und Armand glaubte nun, daß dieses Zeugniß die Stelle von Rancé's Einwilligung in die Rückgabe des Abschiedsgesuchs vertreten könne. In der That läßt sich schwer begreifen, wie Rancé sich zu dessen Ertheilung entschließen konnte. Da seine Freunde gleich die üblen Folgen befürchteten, die es nach sich ziehen konnte, so meldeten sie einigen Personen von Stande, auf deren Vorsicht und Verschwiegenheit man sich verlassen konnte, die wahren Ursachen, welche den Abt bewogen hatten, um seine Verabschiedung anzuhalten. Hierdurch wollten sie ver-

hindern, daß Armand von dem erhaltenen Zeugnisse keinen Vortheil ziehen möchte.

Die Freunde, welche Rancé zu Paris und am Hofe hatte, wußten nicht, was sie von dem vortheilhaften Zeugnisse denken sollten, das er Armand gegeben hatte, und verlangten daher von ihm Auskunft darüber. Er antwortete: daß er durch Umstände dazu veranlaßt worden sey, die jeden andern, der sich in der nämlichen Lage befunden hätte, eben so gut dazu vermocht haben würden. Er habe den Abt nicht zur Verzweiflung treiben, und den damit gewöhnlichen Folgen aussetzen wollen. Vielleicht habe er gegen die Klugheit gehandelt, aber eine Seele zu retten, sey so viel werth, daß es nur wenige Dinge gebe, die man nicht thun dürfe, um ihren Verlust zu verhüten. Uebrigens habe er bey Ertheilung des Attestes auf Armands gute Seite Rücksicht genommen. Mit dieser Antwort waren Rancé's Freunde keinesweges zufrieden, sondern hielten dafür, daß er sich durch sein gutes Herz, und seine Neigung, seinen Feinden Gutes zu thun, zu weit habe führen lassen.

Armand reisete, mit seinem Zeugnisse in der Tasche, nach Fontainebleau, wo sich der Hof

damals befand. Er nahm die Verwendung aller seiner Freunde in Anspruch, um sich bey seiner Stelle zu erhalten. Er gab vor, daß er nur deßhalb um seinen Abschied gebeten, weil man ihm gesagt habe, der König sey, wegen des Vorganges in Lettene, unzufrieden mit ihm. Alle Mönche in la Trappe wünschten ihn zum Abt, und selbst Rancé halte ihn dieser Stelle für würdig, wie das ihm ertheilte Zeugniß beweise. Jezt sey er so hinfällig und von solcher Geistesschwäche, daß er nicht selbst mehr denken und schreiben könne, und der Secretair, dessen er sich bediene, schreibe in seinem Nahmen oft gerade das Gegentheil von dem, was ihm aufgetragen worden. Uebrigens sey er den Jansenisten ergeben, deren Gesinnungen er heimlich befolge, und die unter seinem Nahmen in la Trappe zu herrschen gewohnt, und deshalb Armands Feinde wären, weil er es nicht mit ihnen halten, und sich von ihnen nicht so, wie der vorige Abt, leiten lassen wolle. Seine Festigkeit stehe ihnen nicht an, und dieß sey der einzige Grund, warum sie ihn zu verdrängen suchten, um Jemanden an seine Stelle zu bringen, über den sie nach Gefallen schalten könnten.

Nicht damit zufrieden, eine Beschuldigung zu erneuern, die Rancé schon so oft widerlegt hatte, brachte er sie auch bey dem Jesuiten, Pater Lucas, an, und suchte alles hervor, was ihr nur einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit geben konnte. Aber Gott fügte es so, daß er diese Anklage hernach schriftlich widerrief, wodurch er seinen Ruf vollends zu Grunde richtete.

Rancé's Freunde übernahmen seine Vertheidigung. Daß er Armand zu der Abtsstelle nicht für tauglich halte, sagten sie, davon sey das der beste Beweis, daß er sich in seinem Gewissen für verbunden gehalten, nichts zur Zurückgabe seines Demissionsgesuchs beyzutragen. Es sey eine grobe Verleumdung, daß er sich von den Jansenisten regieren lasse; vom Gegentheile habe er Beweise genug gegeben, und was das Zeugniß betreffe, so wisse Armand, durch welche Mittel er es erschlichen habe, daher er sich dessen eher schämen, als es zu seinem Vortheile zu nutzen suchen sollte; denn die Ursachen seiner Abdankung beständen noch immer, und wolle er sich selber Gerechtigkeit widerfahren lassen, so würde er nicht auf Beybehaltung einer Stelle bestehen, welcher er selbst sich nicht werth gehalten habe.

Der Beichtvater des Königs, Pater de la Chaise, war bey so entgegen gesetzten Meinungen zweifelhaft, was er von der Sache denken solle. Um sich von der Wahrheit zu unterrichten und dem Könige einen gründlichen Vortrag halten zu können, schickte er einen Vertrauten nach la Trappe, mit der Anweisung, sich gerade an den ehemaligen Abt zu wenden, damit er sich überzeuge, ob das, was man von dessen Geistesschwäche sage, gegründet sey, und seine Meinung über den vorliegenden Gegenstand sich schriftlich von ihm geben zu lassen.

Als dieser Bevollmächtigte nach la Trappe kam, wunderte er sich sehr, Rancé bey dem hellen Verstande zu finden, den man immer an ihm bewundert hatte, und seine Manieren, wodurch er so viele Herzen gewonnen, höflich und einschmeichelnd. Nach einer langen Unterhaltung über den Gegenstand der Sendung, ließ Rancé sein Gutachten aufsetzen, es hernach vorlesen und dann versiegeln. Als er es dem Bevollmächtigten übergab, sagte er: Sie können versichern, daß dieß meine wahre Meinung ist, und daß sie mir von Niemanden an die Hand gegeben worden. Das Gutachten war Armand nicht günstig,

und so nahm der König dessen unbedingte Abdankung an, und ernannte zu seinem Nachfolger einen Mönch zu la Trappe, Dom Jacob de la Cour. *) So bald die Bestallung ausgefertiget war, wurde jemand damit nach Rom geschickt, um die Bestätigungsbulle des Pabstes nachzusuchen.

Bey dieser Gelegenheit zeigte es sich, wie sehr Rancé zu Rom geschätzt wurde; denn der abgeschickte Klosterbruder, der sich sonst durch nichts auszeichnete, ward vom Pabste und von den Cardinälen mit einer an diesem Hofe sonst nicht gewöhnlichen Auszeichnung aufgenommen,

---

*) Rancé lebte nach Ernennung dieses Abts kein volles Jahr mehr. Man wird aus dem folgenden ersehen, daß de la Cour bis zu Rancé's Tode, in dessen Fußstapfen trat; allein aus einer Lebensbeschreibung des Dom le Nain, (des nämlichen, der Rancé's Biographie geschrieben hat,) ergiebt sich, daß dieser Abt, so bald Rancé todt war, weder seines Vorgängers Absichten noch Grundsätze befolgte, sich bloß mit den zeitlichen Gütern des Klosters beschäftigte, (dessen Einkünfte er verschwendete) und sich um die geistlichen Angelegenheiten nicht bekümmerte, daher auch die alte Disciplin in Verfall gerieth. (S. Journal des Sçavans, Août, 1715.) A. d. H.

und die Bulle für den neuen Abt gratis ausgefertiget. Der Official von Seez kam darauf nach la Trappe, um ihn einzuführen. Zwey von den Mönchen aber, die den Abt Armand gern behalten wollten, widersetzten sich de la Cour's Besitznehmung. Dieß bewog Rancé, so krank er auch war, sich in das Kapitel tragen zu lassen. Hier sprach er mit Eifer, Festigkeit, und der ihm eigenen Würde, aber so schonend und zurückhaltend, daß ihm kein Wort entfuhr, welches Armands Ehre irgend hätte nachtheilig werden können. Der Official von Seez vereinigte sich mit ihm, und stellte der Versammlung vor: dergleichen Einsprüche müßten bey der römischen Curie vor Ausfertigung der Bullen geschehen; da man diese Formalität nicht beobachtet, und sich nicht darum bekümmert habe, ob ein hinterher eingelegter Widerspruch gültig oder ungültig sey, so sey man auch berechtiget, in der Verhandlung fortzufahren. Er setzte also den neuen Abt wirklich in Besitz, und der Bischof von Seez segnete ihn am 22sten Jun. 1699 ein.

Dieser Vorfall machte Rancé's Feinden viele Freude; jezt, glaubten sie, der Augenblick des Umsturzes der Verfassung von la Trappe sey er-

schienen; worin sie sich aber sehr irrten. Sie hat ferner bestanden, und der König, gegen sein eigenes Interesse, immer einen regulirten, in der Disciplin von la Trappe erzogenen Abt ernannt. Von der großen Anzahl Mönche im Kloster, hatte Armand nur drey auf seine Seite bringen können; alle übrige bekümmerten sich bloß um die Erfüllung ihrer Pflicht, sahen die Verabschiedung des einen Abts, und die Einsetzung eines andern, ruhig mit an, und keiner von ihnen fragte nach der Ursache davon. Sie waren Zeugen von dem Einspruche gegen die Besitznahme des neuen Abts, ohne so viel Neugierde zu haben, sich nach den Bewegungsgründen zu erkundigen.

Da Armand und die drey Mönche, welche seine Parthey genommen hatten, zu la Trappe nicht füglich bleiben konnten, so gingen sie in andre Cistercienserklöster. Dadurch kam Rancé wieder in die nämliche Lage, worin er sich unter dem Abte Dom Zozime befunden hatte. Armands Nachfolger machte es sich zur Pflicht, ihm ehrerbietig zu begegnen, und nichts ohne seine Theilnahme vorzunehmen. Für Rancé's persönliche Bedürfnisse trug er die äußerste Sorge, und hielt mit Eifer und Pünktlichkeit auf die Befolgung

der Klosterregel. Im Grunde mischte sich Rancé nicht mehr in die Direction des Klosters, doch wurden seine Grundsätze und Einsichten, selbst in den kleinsten Dingen befolgt. Es machte dem neuen Abte die größte Freude, wenn seine Mönche sich an Rancé wendeten, um bey ihm Rath oder Trost zu suchen, er selbst betrug sich gegen ihn, wie ein Sohn gegen seinen Vater; sie waren nur Ein Herz und eine Seele.

Es ist schon oben gesagt worden, daß das an Rancé's linker Hand entstandene Geschwür aufgeschnitten werden mußte. Der Krankheitsstoff warf sich aber hernach auf den rechten Arm, und dann auf die rechte Hand, wodurch alle Muskeln, Nerven und Gelenke angefressen wurden, und eine Geschwulst entstand, welche die Hand drey bis vier Mal größer machte. Tag und Nacht litt er unaussprechliche Schmerzen, verbunden mit Schlaflosigkeit und Erschöpfung aller Kräfte, so wie mit Eckel vor allen Speisen; nur mit dem größten Widerwillen und mit Beängstigung konnte er etwas genießen. Hierzu kamen noch öftere Krämpfe, heftige Zahnschmerzen, und ein Husten, der seine Schmerzen verdoppelte. Das Liegen konnte er nicht anhaltend

ertragen, daher er von Morgens zwey Uhr, bis Abends um sieben, auf einem Strohstuhle saß, ohne daß er sich fast zu rühren wagte. Bey dem allen blieb sein Kopf frey, sein Herz ruhig und sanft. Nie ward er verdrießlich oder ungeduldig. Selbst unter den heftigsten Schmerzen beschäftigte er sich mit Gott, oder mit den Bedürfnissen seiner Brüder. Jeden, der ihn besuchte, empfing er mit heiterer Miene; nie vergaß er, was der Wohlstand erfordert, und immer war er auf das bedacht, was seinen Brüdern Freude machen konnte. Sprach er ja von seinen Leiden, so geschah es nur, um sie zu verkleinern. Den leidigen Trost, bedauert zu werden, suchte er nicht. Wurden die Umstehenden an der Veränderung seines Gesichts gewahr, wie sehr er litt, so ersuchte er sie bloß, Gott zu bitten, daß er ihm die nöthige Geduld verleihe.

Waren noch andre Kranke im Krankenhause, so ließ er sich selbst dann zu ihnen tragen, wenn er auch kränker war als sie. Er tröstete, er stärkte, er ermunterte sie zur Geduld, und verließ sie nicht eher, als bis ein seliger Tod sie in einen Zustand versetzt hatte, wo nichts mehr für sie zu fürchten war. Die Kranken hingegen freue-

ten ſich über ſeine Beſuche ſo, daß ſie ihre Schmerzen darüber vergaßen. Es hat Fälle gegeben, daß der Kranke ſchon Beſinnung und Sprache verloren hatte, beides aber wieder bekam, wenn er Rancé's Stimme hörte. Er war von den Mönchen und Laienbrüdern gleich ſehr geliebt; wie er denn den Stand der letztern ſo ſehr liebte, daß er oft ſagte: Wenn es von ihm abgehangen hätte, ſo würde er ein Laienbruder geworden ſeyn. Wundern Sie ſich darüber nicht; (ſetzte er hinzu,) denn ſeit Jeſus geſagt hat, er ſey nicht gekommen, um ſich dienen zu laſſen, ſondern, um andern zu dienen, giebt es keinen Stand, der für das Heil der Seele ſicherer und zuträglicher wäre, als den dienenden.

Da er nicht ſelten zur Unzeit von ſeinen Brüdern beſucht wurde, und dann außer Stande war, ſie zu unterhalten, oder ihnen irgend nützlich zu werden, ſo ſuchte er dem zuvor zu kommen, und dictirte ein Schreiben an ſie, das er dem Abte mit der Bitte zuſtellte, es im Kapitel vorleſen zu laſſen. Es iſt zu characteriſtiſch, als daß man es hier nicht mittheilen ſollte.

„Gott allein weiß, (ſagt er) wie ſehr ich mich freue, Euch, meine Brüder, bey mir zu

ſehen, und mich mit Euch über Dinge, die Eure Seligkeit betreffen, zu unterhalten. Denn nichts liegt mir mehr am Herzen, als mit Euch über die Wahrheiten und Grundſätze der Heiligen zu ſprechen, nach welchen Ihr Euer Leben einzurichten verbunden ſeyd. Es gereicht mir zum Troſte, daß ich dieß bisher ſowohl öffentlich als privatim gethan habe, ſo weit es mir möglich war; allein, wenn gleich die nämliche Geſinnung mein Herz jezt mehr als jemals belebt, ſo bin ich doch gezwungen, euch zu ſagen, daß der Zuſtand, worin ich mich befinde, mir nicht, wie ich wohl wünſchte, dieſer Leidenſchaft zu genügen erlaubt. Ich bediene mich dieſes Worts, um dadurch die Heftigkeit meines Verlangens auszudrücken. Scheint meine Krankheit gleich nicht ſo groß zu ſeyn, als ſie wirklich iſt, ſo verurſacht ſie mir doch ſo heftige Schmerzen, daß ich weder bey Nacht noch bey Tage ſchlafen kann. So bringe ich denn meine Zeit ſchlaflos und beſtändig leidend zu, und die Tage ſind darin den Nächten ſo ähnlich, daß ich mich ſo erſchöpft und matt fühle, oft nicht zwanzig an einander hangende Worte ſprechen zu können, ohne eine Anwandlung von Ohnmacht zu fühlen. Dieß zwinge

mich, um nicht in noch unangenehmere Verhältnisse zu gerathen, denen nicht mehr abzuhelfen stehen würde, Euch zu bitten, statt künftig mich nach bloß zufälliger Willkühr zu besuchen, und zu einer Zeit, wo ich außer Stande seyn möchte, Euch recht zu verstehen, (wie mir dieses denn zuweilen begegnet, wenn mich gleich meine Gefälligkeit gegen Euch abhält, mir es merken zu lassen,) lieber der, welcher mir einen Besuch zugedacht hat, mir es durch den Bruder Maur wissen lassen möge, durch welchen ich ihm sodann Tag und Stunde bestimmen werde, wo ich ihn anhören und sprechen kann."

„Betet zu Gott für mich, meine Brüder! Bittet ihn, daß er mir, wenn ich Euch noch in irgend etwas nützlich seyn kann, um Eurer willen Gesundheit und Kräfte wieder gebe, um die mir obliegenden Pflichten erfüllen zu können; wo nicht: daß er mich hinweg nehme von dieser Welt, wo ich nur noch durch das weichliche Leben, das ich führe, ein Aergerniß gebe, und daß er mein Trauren darüber, daß ich vom Wege der Buße, für den er mir von dem Augenblicke an, wo ich mich seinem Dienste widmete, eine so aufrichtige Liebe eingeflößt hat, abgekommen

bin, abkürzen, und meine Tage in Frieden, in Geduld und gänzlicher Ergebung in seinen Willen, endigen, und mich mit denen von unsern Brüdern vereinigen möge, deren glückliches Ende uns mit vollem Grunde annehmen läßt, daß er ihre Treue und ihre Beharrlichkeit, womit sie die ganze Härte der freiwillig sich aufgelegten Buße bis an ihren Tod ertragen haben, belohnt, und ihnen die Herrlichkeit und den Frieden seiner Heiligen, verliehen habe. Diese wünsche ich auch Euch, meine Brüder, mit eben dem Verlangen, womit ich sie mir selbst wünsche."

Von nun an war Rancé auf weiter nichts mehr bedacht, als sich zum Tode zu bereiten, den er immer vor Augen hatte, und der gewöhnlich den Gegenstand der Unterhaltung mit seinen Brüdern und Freunden ausmachte. Die Zeit seiner Auflösung nahete heran. Der Krankheitsstoff hatte sich von der Hand auf die Brust geworfen, und veranlaßte einen heftigen Husten und Beklemmung. Es gesellte sich ein Fieber dazu, und die Materie, die er auswarf, ward so beizend, daß sie Mund und Kehle wund machte, die Zunge entzündete, so daß sie sich abschälte. Ohne die größten Schmerzen konnte er nichts mehr genies-

sen. Als nach einiger Zeit diese Zufälle etwas nachließen, besuchte ihn einer der Mönche, der seine Thränen nicht zurück halten konnte. Rancé faßte ihn liebevoll bey der Hand, und sagte: Ach! mein Bruder! Trocknet Eure Thränen; wir müssen uns doch endlich trennen, und Gottes Wille geschehe. Wir sind nur auf der Welt, um sie auf kurze Zeit auszufüllen; wir werden nur geboren, um zu sterben. Seit die Sünde in die Welt gekommen ist, folgte ihr der Tod als ihre Strafe, zu der wir schon vor unsrer Geburt verurtheilt sind. Bey dem allen verlasse ich Euch doch nicht auf lange Zeit; ich gehe Euch nur voran, und wir werden uns einst vereinigen, um uns nie wieder zu trennen. — Statt daß diese Worte den Mönch hätten beruhigen sollen, antwortete er mit Schluchzen: O! mein Vater! Muß ich mich darin ergeben, Sie zu verlassen! Rancé verbarg es, wie sehr er selbst gerührt war, und sagte: Mein Bruder! Man muß nicht trauren, wie die, welche keinen Glauben, und nach diesem Leben nichts besseres zu hoffen haben. Wir sind Kinder der Heiligen. Wenn Ihr mich wahrhaft liebt, so werdet Ihr Euch freuen, daß ich von den Mühseligkeiten dieses Lebens befreit

werde,

werde, und hingehe, um das reine Glück zu genießen, das Jesus Christus uns durch sein Blut erworben hat, und ich von seiner Barmherzigkeit hoffe; denn wodurch wären wir, es zu verdienen, irgend im Stande? Der Mönch bat ihn nun noch um Belehrung über sein Verhalten. Seyd Gott getreu, sagte Rancé, und haltet alles treulich, was ihr ihm angelobt habt, dann wird er Euch nicht verlassen. Der jetzige Abt liebt das Gute, das in diesem Gotteshause eingeführt ist, und an ihn wendet Euch. Auch dem Bischofe von Seez, der uns liebt, könnet Ihr mit Vertrauen Euer Herz öffnen; er wird Euch sicher unterstützen. — Jetzt ließ er die Hand des Mönchs fahren, machte das Zeichen des Kreuzes auf seine Stirn, umarmte ihn, und sagte: Lebt wohl, mein Bruder! Bittet Gott für mich um Barmherzigkeit!

Als einer der andern Klostergeistlichen zu ihm sagte: Er sey auf dem Wege, die Krone der Gerechtigkeit zu empfangen, antwortete er: Es ist wahr, daß der h. Paulus sich so ausdrückt; aber ein Sünder wie ich, darf mit Gott nicht von Gerechtigkeit sprechen; alles erwarte ich bloß von seiner Barmherzigkeit.

Am achtzehnten October 1700 sah er deutlich, daß sein Ende heran nahe, weil er bemerkte, daß man Vorbereitungen zu den in der katholischen Kirche bey Sterbenden gewöhnlichen Gebräuchen, machte. Von diesem Tage an ward er zusehends schwächer, doch behielt er die nämliche Gegenwart des Geistes. Am Sonntage, den 24. Oct., empfing er das h. Abendmal, und am folgenden Dienstage Nachmittags, die letzte Oelung, in Gegenwart des Convents, der in Thränen zerfloß.

Als die Gebete geendiget waren, hielt Rancé eine höchst liebevolle Anrede an seine Brüder, wodurch ihr Schmerz und ihre Thränen erneuert wurden. Er umarmte sie alle, und versicherte sie, daß er noch das nämliche Vaterherz für sie habe, welches er immer gegen sie im Busen getragen; er werde ihrer gewiß nicht vergessen, wenn Gott ihm die Barmherzigkeit erzeigen werde, die er von seiner Gnade erwarte. Er empfahl ihnen Liebe, Einigkeit, Stillschweigen, und gab ihnen die Versicherung, daß Gott sie nicht verlassen werde, so lange sie diesen Tugenden treu blieben.

Der Abt hielt ihm hierauf das Crucifix vor, und sagte: Hier sehen Sie den, der Sie von

dem gefährlichen Wege, auf welchem Sie ehemals wandelten, zum Heil Ihrer Seele abgebracht, Sie in die Einsamkeit geführt, und hier mit seiner Gnade überschüttet hat. Jetzt will er Ihrem Glücke dadurch die Krone aufsetzen, daß er Sie in sein Reich einführt. Traurig antwortete Rancé: Ach! mein Vater! ich habe von seiner Gnade nicht so guten Gebrauch gemacht, als ich gesollt hätte; doch wir dienen einem guten Herrn; ich hoffe, daß er sich meiner erbarmen, und durch seine unendliche Barmherzigkeit, so wie durch seine überschwengliche Güte, das zulegen werde, was an meinen Werken fehlt. Nach einer Pause sagte der Abt: Es muß ihnen tröstlich seyn, daß Sie hier im Hause alles im Frieden zurück lassen. Gott sey Dank, daß Niemand darin ist, der nicht nach dem Guten strebte.

Da seine Stimme immer schwächer wurde, und der Abt ihm nicht lästig fallen wollte, so bat er ihn für den Convent um seinen Segen. Rancé hob seine Hände empor, und bat Gott, den Convent zu segnen; ertheilte hierauf den versammelten Brüdern die Benediction, und diese verabschiedeten sich. Als sie ihn verlassen hatten, kam der Arzt, und untersuchte seinen Zustand.

Dieser sagte zu Rancé, Gott macht es mit Ihnen, mein Vater, wie er es bey seinen Auserwählten gewohnt ist; denn Weltleute haben es nicht an der Art, mit so viel Geduld und Standhaftigkeit, als Sie, zu leiden. Es ist wahr, antwortete Rancé, daß nur Gott allein im Stande ist, mich in dem schmerzhaften Zustande, worin ich mich befinde, aufrecht zu erhalten. Aber so groß auch meine Leiden sind, so läßt mir Gott doch viele Barmherzigkeit widerfahren; wenn man die Hölle verdient hat, so ist alles erträglich, alles leicht.

Da die Mönche sich gar nicht von ihm trennen konnten, so kamen sie bald einzeln, bald mehrere zugleich, um ihn noch besonders um seinen Segen zu bitten. Hatte er der Ruhe gleich höchst nöthig, so ertrug er dieses dennoch. Ich gehöre ihnen an, sagte er; Gott hat sie mir gegeben; man lasse sie von dem, was ihnen gehört, Gebrauch machen.

Rancé hatte immer gewünscht, daß sein Diöcesanbischof ihm in seinen letzten Augenblicken beystehen möchte, und er wünschte dieß noch jetzt; wahrscheinlich der einzige Wunsch, den er noch hatte. Eine heilige Freundschaft verband ihn seit

vielen Jahren mit dem Bischofe von Seez, für den er eine tiefe Verehrung empfand. Dennoch glaubte er in seiner Demuth, er verdiene es nicht, daß der Bischof sich wegen seiner bemühe. Dieser aber fühlte ein eben so großes Verlangen, Rancé zu sehen, und so bald er vom Abte die Nachricht erhielt, daß jener sich seinem Ende nahe, so reisete er sogleich eiligst nach la Trappe, wo er am 26sten Octob. Nachmittags um fünf Uhr ankam. Man sagte ihm, daß Rancé am nämlichen Tage das Viaticum und die letzte Oelung empfangen, und daß er alle seine Brüder, jeden nach seinem Stande und Pflichten, ermahnt, ihnen Liebe und Eintracht empfohlen, und von seiner Liebe die zärtlichsten Beweise gegeben habe.

Der Bischof ging darauf in's Krankenhaus, wo er Rancé zwar in einem heftigen Fieberanfalle, übrigens aber vollkommen ruhig fand. Er beklagte sich über nichts, und gab nicht das geringste Zeichen von Ungeduld von sich. Als sich der Bischof dem Lager nahete, auf dem Rancé in seiner Ordenskleidung lag, als wenn er völlig gesund gewesen wäre, bezeigte der Bischof sein Bedauren, ihn in diesem Zustande zu finden. Er habe sogleich, als er etwas davon erfahren, alles

ſtehen und liegen laſſen, um ſich zu ihm zu begeben, und bey ihm zu bleiben; dieß ſey er den vielen von Gott empfangenen Gnadenbezeigungen, ſo wie der Erbauung, die er der Kirche überhaupt, der Seezer Diöceſe aber beſonders, verſchafft habe, endlich auch der Freundſchaft ſchuldig, die er ihm von der Zeit an, daß er Biſchof geworden, erwieſen, durch die er ſich ſehr geehrt und zum Dank verpflichtet erkenne.

Mit dankbarer Rührung antwortete Rancé: Er habe ſeinen Beyſtand in dieſen ſeinen letzten ſchrecklichen Augenblicken ſehnlich gewünſcht, und würde ihn dringend darum gebeten haben, wenn er es nicht für unbeſcheiden gehalten hätte, daß ein bloßer Mönch ihm anmuthete, ihn in ſeiner Einſamkeit aufzuſuchen; doch müſſe er ihm geſtehen, daß es ihn ſehr geſchmerzt haben würde, wenn er hätte ſterben müſſen, ohne den Segen ſeines Biſchofs, den er ſo vorzüglich ehre und liebe, erhalten zu haben. Bey Endigung dieſer Worte, führte er des Biſchofs Hand gegen ſeine Stirn, um darauf das Zeichen des Kreuzes zu machen, richtete ſich auch auf, ſo weit es ihm möglich war, um ſie zu küſſen. Der Biſchof zog ſie aber zurück, und hielt ihm die Wange hin,

um ihm den Friedenskuß zu geben, und ſetzte ſich dann neben Rancé's Lager, wo er von den Gnadenbezeigungen ſprach, die Gott ihm in dieſen letzten Tagen habe widerfahren laſſen. Da ſehen Sie, ſagte Rancé, wie es Gott gefallen hat, mein ganzes Leben hindurch väterlich für mich zu ſorgen. Er hat ſeine Gnade in ſo reichem Maaße über mich ausgeſchüttet, und doch habe ich ſie nicht recht zu gebrauchen verſtanden. Ich war nichts als ein Undankbarer und Treuloſer, und dennoch währt ſeine Gnade, wie Sie ſehen, bis an mein Ende fort. — Seine Stimme war ſchon ſo ſchwach, daß man ihn nur noch verſtehen konnte, wenn man das Ohr nahe an ſeinen Mund hielt. Der Biſchof fragte ihn in Gegenwart mehrerer Kloſtergeiſtlichen: Ob Gott nicht noch immer die Liebe, die er ihm gegen alle ſeine Kinder eingeflößt habe, in der nämlichen Stärke und Lebhaftigkeit erhalte? worauf Rancé antwortete: Durch Gottes Gnade bin ich ſeit einigen Jahren weiter nichts als ein bloßer Mönch, gleich den übrigen; ſie ſind meine Brüder, nicht meine Kinder. Ich halte mich ihrer Liebe und ihres Gebets verſichert; und wäre es mir erlaubt, den Verluſt des freien Gebrauchs meiner Stim-

me zu bedauren, so würde es mich schmerzen, daß ich ihnen nicht sagen kann, wie sehr ich sie liebe, und mit welcher Zärtlichkeit ich sie im Innern meines Herzens aufbewahre; in diesem hoffe ich sie zu Gott zu bringen, wenn er mich würdiget, in den Schooß seiner Barmherzigkeit mich aufzunehmen.

Abends um acht Uhr ging der Bischof wieder zu ihm, und blieb nun, seinem Wunsche gemäß, mit ihm allein. Rancé bat einen Mönch, der sein Krankenwärter war, ihm behülflich zu seyn, daß er nieder knieen, und des Bischofs Segen empfangen könne. Dieß wollte dieser nicht zugeben, half ihm wieder auf seinen Stuhl, und setzte sich neben ihn, worauf die übrigen weggingen, und sie beide allein ließen. Wie man nachher von dem Bischofe erfahren hat, so hatten sie mit einander gebetet, und Rancé hierauf gesagt: Er wünsche, ihm den Grund seines Herzens aufzudecken, ehe er sterbe, und dann die Absolution von seinem Bischofe zu empfangen. Er habe hierauf über sein ganzes Leben eine Generalbeichte mit solcher Ordnung und Gegenwart des Geistes abgelegt, als wenn die Rede nur von einem Monate gewesen wäre. Als der Bi-

schof ihn gefragt: Ob er für sein Kloster keine Bitte an den König zu thun habe? sey Rancé's Antwort gewesen: Er möchte den König von seiner Treue versichern, und daß, wenn es Gott gefalle, ihn in den Himmel aufzunehmen, er nicht aufhören würde, zu bitten, daß Gott seine geheiligte Person segnen, und den Staat beglücken möge. Uebrigens wage er die Bitte, daß der König ferner seinen Schutz dem Kloster bloß in solchen Dingen, welche die Mönchsdisciplin beträfen, angedeihen lassen möchte; in Ansehung alles übrigen hingegen, bäte er, la Trappe gänzlich zu vergessen. Dieß sey seine letzte Bitte, die er an den König zu thun sich die Freiheit nehme.

Man erinnerte ihn auch an den König von England, dessen erhabne Tugend er so sehr verehrte. Rancé hatte einen Brief an ihn angefangen, seine Krankheit ihm aber nicht erlaubt, ihn zu endigen. Er bat, ihn deßhalb bey dem Könige zu entschuldigen. Dem Abte trug er auf, mehreren seiner Freunde nach seinem Tode wissen zu lassen, daß er sich ihrer noch in den letzten Augenblicken erinnert habe.

Als der Bischof den Kranken verlassen wollte, sagte letzterer: Er sey Willens, wenn Gott ihn noch diese Nacht leben lasse, sie mit Gebet zuzubringen, und alles zu thun, was er könne, um durch seine Krankheit den Mönchen, die ihn pflegten, nicht lästig zu werden. In dieser Nacht, der letzten seines Lebens, saß er auf seinem Stuhle, und rief den Abt, der bey ihm geblieben war, zu sich. Mein Vater! sagte er, indem er ihn zärtlich umarmte, ich liebe, ich ehre Sie, vergessen Sie mich nicht in Ihrem Gebete; auch ich werde Sie nie vor Gott vergessen. Denn ob ich gleich nur ein elender Sünder bin, so hoffe ich doch von seiner Gnade, Barmherzigkeit zu erlangen. Der Abt antwortete: Aus bloßem Gehorsam gegen ihn habe er die lästige und gefährliche Abtsstelle angenommen; aber um so mehr beschwöre er ihn, Gott zu bitten, daß es zu seinem Ruhme gereichen möge, so wie zu seinem und zu seiner Brüder Heil. Gerade dieser Gehorsam gegen Sie, setzte er hinzu, war immer mein Trost, so schwierig und mühsam auch in manchen Fällen die Obliegenheiten der Stelle waren, in die Sie mich gesetzt haben, und so wenig sie auch mit meiner Neigung überein stimm-

ten, da ich ſo ſehr wünſchte, einſam und ſchweigend mein Leben hinzubringen.

Am Morgen beſuchte der Biſchof den Kranken wieder, und fragte ihn, wie er die Nacht zugebracht habe? Rancé antwortete: Gott habe ihm die Gnade erzeigt, ſie gerade ſo zuzubringen, wie er es am Abend gewünſcht habe, und die Hoffnung, den Biſchof noch einmal zu ſehen, ſey ihm ein ſüßer Troſt geweſen.

Die Schmerzen nahmen jetzt mit jedem Augenblicke zu, und ſo ſah man wohl, daß dieſer Tag ſein letzter ſeyn würde. Die Umſtehenden litten ebenfalls dabey, und der Biſchof war ſo gerührt, daß er ausrief: O Gott! Welchen Troſt, welches Beyſpiel giebſt du mir! Ruhiger und williger ward dir noch kein Opfer gebracht, als der Abt Rancé ſein Leben opfert. Aber wir hoffen auch, daß es dir ein angenehmer Geruch ſeyn werde. Doch Rancé ſagte: Was iſt mein Leben, und wer bin ich denn überhaupt, daß ich es wagen könnte, ihm ein, ſeiner allerhöchſten Majeſtät ſo wenig angemeſſenes, Opfer zu bringen? Als der Biſchof die Bemerkung machte: Gott verleihe Rancé den Troſt, ſo, wie St. Johannes, der geliebte Apoſtel Jeſu Chriſti, zu

sterben, nämlich in einem hohen Alter, mitten unter seinen Schülern, und mit Hinterlassung eines Testaments, worin ihnen das Gebot der Liebe als Erbtheil vermacht sey; da sagte Rancé: Ich ermahne sie, sich unter einander zu lieben, denn dieß ist das Gebot Jesu Christi, und wer das Gebot der Liebe hält, der erfüllt die übrigen alle.

Da der Abt wußte, daß Rancé seit der Niederlegung seiner Stelle es sich zum Gesetz gemacht hatte, über nichts mehr zu disponiren, so wendete er sich an den Bischof, und bat diesen, ihn zu ersuchen, daß er ihm sein Brevier und sein neues Testament als ein freundschaftliches Andenken vermachen möchte. Diese beiden Bücher und die Ordensregel waren immer sein Trost gewesen, und ihrer hatte er sich bey seinen Andachten, selbst bey seinen Ausarbeitungen bedient. Er schenkte sie dem Abte auf die verbindlichste und bescheidenste Art, bat aber um Erlaubniß, sich des Breviers noch bedienen zu dürfen. Eine Stunde darauf starb er.

Je mehr sein letzter Augenblick heran nahete, desto ruhiger und stiller ward er. Um Mittag, als er die Nona betete, überfiel ihn eine solche

Ohnmacht, daß man ihn für todt hielt. Indeß erholte er sich so weit, daß er mit ganz schwacher Stimme sagte: O Ewigkeit! Welches Glück, o mein Gott, eine ganze Ewigkeit bey dir zu seyn! Man hielt ihm ein Crucifix vor, das er andächtig umfing, das Bildniß und den Todtenkopf am Fuße des Kreuzes küßte, und es dann an einen Mönch zurück gab. Als er bemerkte, daß dieser bloß das Bildniß Christi, nicht aber auch den Todtenkopf küßte, so sagte er mit der ihm natürlichen Lebhaftigkeit: Warum küssen Sie den Todtenkopf nicht? Küssen Sie nur immer ohne Widerwillen das Bildniß des Todes, den sie in seiner Wirklichkeit nicht fürchten dürfen; denn er endiget unsere Pilgrimschaft und alles unser Leiden; durch ihn gehen wir zu Jesu. Der Mönch küßte den Todtenkopf, nahm aber Rancé's Worte als eine Anzeige seines eignen nahen Todes auf, worin er sich auch nicht betrog, denn er starb bald nach ihm.

Da alle Anzeigen seiner nahen Auflösung vorhanden waren, so machte man das Lager von Asche und Stroh zurecht, auf dem er sterben sollte. Man gab dem Bischofe und Abte Nachricht davon, die sich sogleich in das Krankenhaus

verfügten. Rancé betrachtete dieſen Altar, auf dem er ſein Opfer vollenden ſollte, mit Ruhe, und gab ſich, ſo weit ſeine Kräfte hin reichten, ſelbſt Mühe, ſich darauf zurecht zu legen. Der Biſchof beſprengte ihn hierauf mit Weihwaſſer, und knieete neben ihm nieder. Als man das Sterbegebet vorzuleſen anfing, bat ihn der Biſchof, er möchte ſeine Hand in die ſeinige legen. Als er dieß gethan hatte, hielt ihm der Biſchof das Crucifix mit den Worten vor: Bitten Sie nicht Gott um Verzeihung, und kennen Sie mich noch? Rancé antwortete: Ich bitte Gott der müthigſt aus dem Grunde meines Herzens, mir meine Sünden zu verzeihen, ſo groß ſie und ſo viel ihrer auch ſind. Ich zittre vor ſeiner Gerechtigkeit, doch hat er mir ein ſolches Vertrauen zu ſeiner Barmherzigkeit gegeben, als ein Sohn auf die Güte ſeines Vaters nur ſetzen kann: Mehr zu ſagen, verſtattete ſeine Schwachheit nicht; doch einen Augenblick nachher fuhr er fort: Ich bitte den allmächtigen Gott, den Vater der Barmherzigkeit, den Gott des Troſtes, um des Verdienſtes Jeſu Chriſti willen, mich in die Zahl derer aufzunehmen, die er beſtimmt hat, ewig ſein Lob zu ſingen, ihn ewig zu preiſen. Und

Sie, Herr Biſchof! Sie werde ich nicht vergeſſen, wenn mir Gott ſonſt dieſe Gnade erzeigt; ich kenne Sie noch ſehr wohl.

Der Biſchof wandte ſich an den Abt, und fragte dieſen: Ob man Rancé nicht etwas Stärkendes gegeben habe? Statt ſeiner, antwortete Rancé ſelbſt: Ihre theilnehmende Liebe hat nichts verſäumt; ſie haben für mich in allen Stücken geſorgt, und dieß hat mir das Leben ſo lange erhalten, daß ich nun noch des Troſtes genieße, meine Seele in Ihren Händen aushauchen zu können, damit Sie ſie Gott übergeben.

Was er nun noch ſprach, war kaum vernehmlich; ſeine Stimme erſtarb nach und nach, und brachte die Worte nur noch einzeln hervor. Von Zeit zu Zeit ſagte der Biſchof ihm Sprüche aus den Pſalmen und andern Büchern der h. Schrift vor, die er noch hörte und verſtand. Als jener ihm die Worte aus dem 26ſten Pſalm zurief: Der Herr iſt mein Licht und mein Heil! fuhr Rancé fort: Vor wem ſollte ich mich fürchten? Und als der Biſchof betete: Komm, Herr Jeſus, du biſt mein Schutz und mein Erlöſer! raffte der Sterbende ſeine letzte Kraft zuſammen, und ſprach: Herr! Säume nicht länger! O du

mein Gott, eile und komm! — das waren die letzten Worte, die man verstand, doch bemerkte man, daß er noch Besinnung hatte. Da die Thür des mit Menschen schon ziemlich angefüllten Krankenzimmers zugeschlossen war, aus Besorgniß, daß es den Zustand des Kranken erschweren möchte, wenn noch mehrere herein kämen, so bat der Bischof, alle Thüren zu öffnen, damit Rancé's Kinder alle den Trost haben möchten, Zeuge von der Gnade zu seyn, die Gott auch im Sterben ihrem Vater erzeigte. An der Miene des Sterbenden sah man, daß er verstand, was der Bischof verlangte, und diese Gegenwart des Geistes behielt er bis zum letzten Augenblicke; denn als der Bischof ihm das Kreuz auf die Stirn gemacht hatte, sah er ihn zärtlich an, drückte ihm die Hand, schlug die Augen gen Himmel auf, und verschied ohne Zucken, am 27sten Octob. 1700 Nachmittags 2 Uhr im 75sten Jahre seines Lebens, wovon er fünf und dreißig in der Einsamkeit zugebracht hatte. Seinem Verlangen gemäß, wurde seine Leiche nicht im Begräbniß der Aebte, sondern auf dem Kirchhofe beerdiget, um auch nach seinem Tode noch mitten unter seinen Kindern zu seyn.

Der

Der vorstehenden Lebensbeschreibung sind im Original noch vierzehn Kapitel angehängt, unter folgenden Ueberschriften: I. Von seiner Frömmigkeit und seiner Liebe zu Gott. Wie sehr er von der Furcht vor Gottes Gericht durchdrungen war. Vortreflicher Grundsatz, die Liebe des Nächsten betreffend. II. Daß die christliche Frömmigkeit nicht erlaube, die Liebe und Furcht Gottes von einander zu trennen; daß sie wechselsweise das Herz einnehmen müssen. Merkwürdiges Beyspiel davon. III. Von der Verachtung der Welt. Wie sehr sie das Herz des Abts von la Trappe durchdrungen hatte. IV. Von der Uneigennützigkeit des Abts von la Trappe. Von seinem vollkommenen Vertrauen auf Gott. Wie Gott beides gesegnet hat. V. Von seiner Abneigung gegen Processe. Seine Denkart und sein Betragen, wenn er das Vermögen seines Klosters vor Gericht zu vertheidigen genöthiget war. VI. Von der christlichen und klösterlichen Demuth. Wie tief sie in das Herz des Abts von la Trappe eingegraben war. VII. Fortsetzung des vorigen. Durch mehrere Beyspiele wird gezeigt, wie Rancé die Demuth ausgeübt habe. VIII. Von seinen Kasteiungen und seiner Liebe zur Buße.

IX. Von Vergebung der Beleidigungen. Von Rancé's Liebe gegen seine Feinde. Seine Gesinnungen und sein Betragen in Ansehung ihrer. X. Wie sehr er die Einsamkeit und das Stillschweigen geliebt. Seine Denkart und Benehmen in dieser Rücksicht. XI. Vom Gebet. Wie Rancé sich demselben ergeben. Seine Abneigung gegen die Neuerungen, die man dieserhalb einführen wollen. Sein beständiger Hang, für das Wohl der Kirche, des Königs und des Staats zu beten. Seine Frömmigkeit in Ansehung des h. Meßopfers. XII. Sein Eifer, die Klosterdisciplin wieder herzustellen. Seine Wachsamkeit und Gelindigkeit gegen Schwache. Wie sehr er seine Brüder geliebt, und von ihnen geliebt worden. XIII. Von seiner Geduld bey den Leiden und Widerwärtigkeiten des Lebens. Wie sehr er sich in dieser Tugend ausgezeichnet. XIV. Vom Tode. Wie Rancé darüber dachte, und wie entfernt er war, den Tod zu fürchten.

Bey weitem das mehrste von dem, was diese vierzehn Kapitel enthalten, ist schon in der Lebensbeschreibung enthalten, und das übrige kann nur wenige Leser, besonders protestantische, interessiren. Es wird daher hinreichend seyn, nur

aus einigen Kapiteln einen kurzen Auszug mitzutheilen.

Zum Beweise, daß die Furcht und Liebe Gottes nicht von einander getrennt werden dürfen, wird im zweiten Kapitel ein Beyspiel angeführt, das Rancé den Mönchen zu la Trappe einst erzählt hat. Als die Meinungen der Quietisten sich in Frankreich unter allen Ständen verbreiteten, fanden sie auch in einem, von la Trappe weit entlegenen Nonnenkloster, Eingang, und eine der Nonnen ließ sich davon hinreißen. Sie war von vornehmer Geburt, und besaß viel Verstand. Ihre Superiorinnen, welche die Folgen von ihrer Schwärmerey voraus sahen, warnten sie bey Zeiten: Aber die Nonne antwortete: Sie lasse sich vom Gefühl der reinen Liebe leiten, und das Gefühl der Furcht schicke sich nicht für Bräute Christi; das hieß, sie herab würdigen, wenn man sie diesem unterwerfen wolle. Die Superiorinnen stellten ihr vor: Beides könne recht gut mit einander bestehen; das eine schließe das andre nicht aus, und nichts könne so sehr dienen, Versuchungen Widerstand zu leisten, als gerade die Furcht. Doch die Nonne, die sich den Empfindungen der reinen Liebe ganz hinge-

geben hatte, achtete nicht darauf, und so überließen ihre Vorgesetzte sie sich ihr selbst. Eine Zeitlang war, oder schien sie, ruhig dabey, aber sie verfiel nachher in eine solche Schwärmerey, daß sie sich selbst davor schämte. Jetzt gingen ihr die Augen auf, und sie sah nun, wohin die übel verstandene Liebe sie geführt hatte, daher sie mit Ernst an ihrer Bekehrung arbeitete. Sie wußte nur nicht, an wen sie sich deßhalb wenden solle, und wagte es nicht, sich ihren Superiorinnen zu entdecken. Zufällig hörte sie vom Kloster la Trappe und dem Abt Rancé reden, und sie beschloß, sich an diesen zu wenden. Sie schrieb einen mehr als achtzig Seiten langen Brief an ihn, worin sie ihm ihr ganzes Leben, vom vierzehnten Jahre an, beichtete, und um seinen Rath bat. Rancé beantwortete den Brief so, wie es der Gemüthsbeschaffenheit und dem Bedürfniß dieser Person angemessen war, doch war er sehr verlegen, wie er ihn sicher in ihre Hände bringen solle, denn er fürchtete, daß ihn die Superiorinnen bekommen, und so eine, nur ihm abgelegte, Beichte, zu der sich die Nonne gegen sie nicht hatte entschließen können, erfahren möchten. Er verfiel also darauf, einem Geistlichen, auf den

er sich vollkommen verlassen konnte, den Brief anzuvertrauen, und ihn damit abzuschicken. Dieß geschah. Der Brief ward der Nonne selbst eingehändiget; sie befolgte pünktlich den ihr gegebenen Rath, und erbauete von nun an ihre Schwestern durch Frömmigkeit, Demuth und heiligen Lebenswandel eben so sehr, als sie zuvor sie durch ihre Eitelkeit und Schwärmerey geärgert hatte. Rancé trug übrigens die Kosten von der Hin- und Rückreise des Geistlichen.

Als Abt von la Trappe wünschte Rancé oft, daß das Kloster gar keine Einkünfte haben möchte. Er war der Meinung, daß durch den Reichthum die Klosterzucht zerstört worden sey, und dieser die Mönche verdorben habe, denn so lange sie arm gewesen wären, hätten sie auch ein heiliges Leben geführt. Er ging gar so weit, daß er den Wunsch äußerte: Er und seine Brüder möchten gar keine Behausung haben. Wir würden uns dann, sagte er, im Walde, um diese Sümpfe herum, kleine Hütten bauen, so wie die alten Einsiedler im Morgenlande; so viel Nahrung als wir bedürften, würde sich finden, denn die Natur ist mit wenigem zufrieden, und da wir mit den Gütern dieser Welt gar nichts zu schaf-

sen hätten, so würde unsre ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet seyn, uns die Güter des Himmels zu erwerben.

Von seiner völligen Uneigennützigkeit giebt es eine Menge Beyspiele, wovon hier nur ein Paar angeführt werden sollen. Als sich das Kloster einst, wegen der großen Ausgaben für nothwendige Gebäudereparaturen, in großer Geldverlegenheit befand, war Rancé im Begriff, seine letzte ausstehende Forderung von 1200 Livres einzuziehen, als sich ein Abt seines Ordens, der in großer Noth war, an ihn wendete, und ohne auf sein eigenes Bedürfniß Rücksicht zu nehmen, schätzte Rancé sich glücklich, daß er ihm jene Summe überlassen konnte. Gerade zu dieser Zeit meldete sich ein Mann von beträchtlichem Vermögen, der 2000 Thaler bot, wenn man ihn in das Kloster aufnehmen wollte. Da Rancé aber fand, daß er Eigenheiten hatte, die sich mit dem Stande nicht vertrugen, den er zu ergreifen Willens war, so wies er ihn, nachdem er ihn näher kennen gelernt, gänzlich ab, ohne von seinem Erbieten Gebrauch zu machen.

Nicht lange nachher kam ein Mann von Stande, der seine Frau verloren hatte, nach la

Trappe, um dort Troſt zu ſuchen. Bey ſeiner Abreiſe bat er den Abt, hundert und funfzig Louisd'or, als ein Almoſen anzunehmen und für ſeine Frau und ihn ſelbſt im Kloſter dafür beten zu laſſen. Rancé machte große Schwierigkeiten dagegen, allein da jener mit Bitten nicht nachließ, ſo zog er den Convent darüber zu Rath, und mit deſſen Zuſtimmung nahm er das Geld an. Als nachher bey einem Generalkapitel des Ordens über dieſes Allmoſen einige Bedenklichkeiten entſtanden, ſo freuete ſich Rancé, daß dieß ihm Gelegenheit verſchaffte, die Summe zurück zu ſchicken.

Ein Pfarrer in Dauphiné, ſchrieb einſt an ihn: Schon lange habe Gott ihm den Gedanken eingegeben, ſich nach la Trappe zu begeben, und daſelbſt ſeine Tage in der dort üblichen Buße zu endigen. Bisher habe er dieſen guten Vorſatz nicht ausführen können, weil es ihm nicht möglich geweſen ſey, ſeinen Vater, der bey ſeiner Armuth ſeiner Unterſtützung bedürfe, zu verlaſſen. Rancé antwortete ihm: da er frey handeln könne, ſo müſſe er ſeinen Vater unterſtützen; denn dieſer Pflicht müſſe ſein Verlangen, ſich nach la Trappe zu begeben, nachſtehen, doch möchte er in ſei-

ner jetzigen Lage dem Hange zur Buße folgen, bis es Gott gefalle, ihn gänzlich frey zu machen. Diese Antwort bekümmerte den Pfarrer, und als Rancé davon Nachricht erhielt, erkundigte er sich, wie viel dessen Vater zu seinem Unterhalte nöthig habe. Der Pfarrer meldete ihm: Wenn sein Vater, außer dem, was er ihm sonst geben könne, jährlich funfzig Livres erhalten könnte, so würde er sich wohl darin ergeben, sich von ihm zu trennen. Rancé versicherte diese Pension, wenn gleich der Pfarrer weiter keine Vorzüge hatte, bloß um seines Dranges willen, sich nach la Trappe zurück zu ziehen, welches nunmehr auch geschah.

Rancé hat die Einkünfte des Klosters um keinen Sol vermehrt, und lieber alle Fremde, die dahin kamen, umsonst bewirthet, als die Geschenke angenommen, die sie oft ihm aufdringen wollten.

Unter den Mönchen zu la Trappe war auch ein Verwandter von ihm, dem er aber eben so, wie allen übrigen, begegnete. Er beförderte ihn nie zu einer Stelle, ob er gleich zu den ältesten gehörte. Drey Male ward bey seinem Leben, auf seine Empfehlung, die Abtey vergeben,

aber nie fiel es ihm ein, ihn dem Könige vorzuschlagen.

In Ansehung der Aufnahme neuer Mitglieder hatte er seine eigenen Grundsätze. Er lehnte sie selbst bey Personen ab, die sich durch vorzügliche Tugend, Kenntnisse und Talente auszeichneten, so bald er glaubte, daß sie in dem Stande, in welchen Gott sie gesetzt hatte, nützlicher wären. Zu diesen lassen sich rechnen: der Cardinal Rez, und der Erzbischof von Sens, Heinrich von Gondrin. Dem Vortheile der Kirche und des Staats, opferte er gern den Glanz seines Klosters auf. Indessen hat er doch ein Paar Male eine Ausnahme von dieser Regel gemacht, woran aber Eigennutz nicht den geringsten Antheil hatte.

Seine Abneigung gegen Processe war so groß, daß er einen Müller, der des Klosters Pächter war, lieber über seine ganze Schuld quittirte, als zugeben wollte, daß man ihn verklagte. Da man seine Gutmüthigkeit oft mißbrauchte, so drang man einst so ungestüm in ihn, daß er seine Einwilligung geben mußte, einen Schuldner des Klosters fest setzen zu lassen. Gleich nachher gereuete es ihn. „Sie haben mich über-

überraſcht, ſagte er zu denen, die ihm ſeine Zuſtimmung abgezwungen hatten; nein! nie würde ich es mir verzeihen, daß ein Menſch in's Gefängniß gekommen wäre, wenn ich es hätte verhindern können. Ach! ſo handelte der h. Bernhard nicht! Er, der ſo leicht alles erließ, was man ihm ſchuldig war. So betrug ſich weder Chriſtus, noch die heiligen Väter. — Kurz, er hatte keine Ruhe, als bis man den Schuldner auf freien Fuß geſtellt hatte, und er wollte ſich lieber dem Verluſt der Forderung ausſetzen, als zugeben, daß bey jenem die mindeſte Gewalt angewendet würde.

Ein benachbarter Pfarrer machte dem Kloſter einen Zehnten ſtreitig. Rancé ließ ſolchen lieber fahren, als daß er deßhalb eine Klage anſtellen wollte. Der Oeconom des Kloſters ſtellte ihm vor, daß es wenigſtens gut ſeyn würde, einen Proteſt einzulegen, von dem zu gelegener Zeit Gebrauch gemacht werden könnte. Rancé antwortete: Dafür hüten Sie ſich, mein Bruder! Glauben Sie denn, da ich jetzt einen Proceß vermeide, daß ich dabey die Abſicht behalte, jemals zu klagen? Wiſſen Sie nicht, wie ſehr ich dergleichen Streitigkeiten haſſe? Wozu ſollen

wir ein ſolches Aergerniß geben? Ich ſehe wohl, Sie und die übrigen werden in der Folge nichts als Chikanen machen, und man wird kaum ein Paar Schaufeln voll Erde über mich geworfen haben, ſo werden Sie um dreißig Sols willen eine Klage anſtellen. Aber Gott wird Sie dafür ſtrafen, ſein Unſegen wird auf Ihnen ruhen, und er wird ſeinen Geiſt von Ihnen nehmen.

Noch ein andrer benachbarter Geiſtlicher machte ebenfalls Anſprüche an einen dem Kloſter zugehörigen Zehenten. Rancé ließ ihm ſehr vortheilhafte Vergleichsvorſchläge machen, und jedermann rieth dem Pfarrer, ſie anzunehmen, weil er durch einen Rechtsſpruch auf keinen Fall ſo viel erhalten werde, als ihm der Abt anböte. Dieſer wollte es aber durchaus zur Klage kommen laſſen, und ſo nahm jeder Theil einen Anwald an. Rancé vermittelte aber durch ſeine Freunde die Sache dahin, daß der Pfarrer ſich dazu verſtand, ſie einer ſchiedsrichterlichen Entſcheidung zu unterwerfen. Es wurden Schiedsrichter beſtimmt, aber ſelbſt die, welche der Pfarrer gewählt hatte, ſprachen ihm ſeine Forderung eben ſo gut ab, als die übrigen. Jetzt wollte der Pfarrer von dieſem Spruche appelliren; al-

lein der Grundherr des Kirchspiels schrieb an den Abt: Wenn er die zuerst angebotene vortheilhafte Vergleichsvorschläge noch jetzt zugestehen wolle, so werde er den Pfarrer dahin vermögen, auf die Appellation Verzicht zu thun. Dieser Meinung war der Klosteröconom zwar nicht; vielmehr versicherte er dem Abt, der Proceß würde, mit Ersatz der Kosten, gewonnen werden, und die Ansprüche würden kein Ende nehmen, als bis man das Klostergut etwas standhafter gegen solche Angriffe vertheidige. Doch Rancé bewilligte die nämlichen Vortheile, wozu er sich noch vor der Entscheidung erklärt hatte.

War er durchaus gezwungen, sich in gerichtliche Streitigkeiten einzulassen, so befolgte er dabey folgende Grundsätze. Zuerst versuchte er jedes Mittel, die Sache, selbst mit Aufopferungen, in Güte beyzulegen. Mußte es aber zum Proceß kommen, so verlangte er, daß dabey nicht nur alle Chikanen, sondern auch alles, was den Gegentheil beleidigen könne, vermieden werden, und man sich bloß auf die simple Darstellung der Thatsachen, mit Beyfügung der nöthigen Beweismittel beschränken solle. Wenn im Laufe des Processes Vergleichsvorschläge geschähen, so müsse

man zu deren Annehmung geneigt seyn, übrigens auch, so wenig während des Processes, als nachher, gegen seinen Gegner weder Bitterkeit noch Rachsucht im Herzen nähren.

Unter den klösterlichen Tugenden schätzte er die Demuth ganz vorzüglich. „Was ich am mehrsten fürchte, (sagt er in einem seiner Briefe,) das sind die Besuche, die man mir, und zuweilen von sehr entfernten Orten her, giebt, weil man von weit entfernten Dingen, so bald sie nur ungewöhnlich sind, sich eine eigene Vorstellung macht. Hierüber muß ich mich beklagen, denn durch diese Besuche wird unsre Einsamkeit gestört, und der Eigenliebe geschmeichelt; ich bin aber schwach genug, mich gegen den Beyfall der Menschen nicht vertheidigen zu können.“

Einem Geistlichen, der ihm in seinem Briefe die Titulatur „Herr“ gegeben hatte, antwortete er: Erlauben Sie mir, hochwürdiger Vater, Ihnen sagen zu dürfen, daß ich als ein Mönch, wie ich bin, auf alle Titulaturen und weltliche Ehren Verzicht gethan habe, und daß Ihr „Herr“ Niemanden weniger zukömmt, als mir. — Auch durfte ihn im Kloster Niemand Herr nennen, sondern bloß Vater Abt.

In der That war sein Wunsch, als er seine Pfründen aufgab, bloß der, ein simpler Mönch zu werden; und regulirter Abt wurde er nur deßhalb, weil es ihm sonst an der nöthigen Autorität gefehlt haben würde, eine bessere Disciplin einzuführen. Aber auch als Abt war er nicht anders gekleidet, als seine Mönche, und je abgetragener seine Kleidung war, desto lieber hatte er sie. Die Schuhe, worin er starb, hatte er zehn Jahre getragen, und vor ihm schon ein andrer Mönch. Bey den Feldarbeiten trug er Holzschuhe. Auch beym Messelesen sah man keinen Schmuck an ihm. Nie bediente er sich eines andern Kreuzes, als eines hölzernen. Gleich dem geringsten Mönche, reinigte er die Ställe, trug den Mist heraus, half beym Ausbringen der Teiche, wusch Gefäße, und jätete Unkraut aus.

Seine schriftliche Ausarbeitungen unterwarf er der Beurtheilung seiner Freunde, selbst seiner Mönche. Was man daran auszusetzen fand, änderte er ohne Schwierigkeit, vorausgesetzt, daß es nicht etwas betraf, was er für wahr, für gerecht, oder seiner Pflicht für gemäß hielt, denn in einem solchem Falle blieb er fest bey seiner Ueberzeugung.

Als er seine Abtsstelle niedergelegt hatte, ward einst ein Mönch plötzlich krank, und wandte sich, in Abwesenheit des Abts, an Rancé, mit der Bitte, ihm Hülfe zu verschaffen. Rancé ließ den Prior aufsuchen, weil er selbst sich in nichts mehr mengen wollte; als dieser aber nicht zu finden war, glaubte Rancé, die Menschenliebe leide nicht, den Kranken länger auf Hülfe warten zu lassen, daher er das nöthige veranstaltete. Die beiden dem Abte Armand ergebenen Mönche erfuhren dieß, hinterbrachten es diesem am folgenden Morgen, und eine ganze Stunde lang wurden Rancé die bittersten Vorwürfe gemacht, daß er sich betrage, als wenn er noch Abt wäre, da er doch jetzt bloßer Mönch sey. Er hörte dieß gelassen an, und erwiederte weiter nichts, als: Sie hätten Recht; er habe seine Befugniß überschritten; es solle nicht wieder geschehen, und er bitte sie, ihn zu entschuldigen.

Seinen Grundsatz: daß das Leben eines Christen eine beständige Buße seyn müsse, befolgte er gewissenhaft. Als Nachtrag zu dem, was in seiner Lebensbeschreibung schon gesagt worden, hier noch einige Züge. Ein benachbarter Edelmann hörte, daß er bloß Tisane trinke,

weil der gewöhnliche Cider ihm zu viele Hitze verursache; er schickte Rancé daher verdünnten Cider, den er auch Anfangs trank; doch weil er ihn von zu angenehmen Geschmack fand, so mochte er nicht weiter davon trinken, sondern kehrte zu seiner Tisane zurück. Da er sie gleich für mehrere Tage im voraus machen ließ, und sie säuerlich wurde, so war sie ein widriges Getränk, doch beschwerte er sich nicht darüber. Man bat ihn zwar, sich öfters frische machen zu lassen, allein seine Antwort war: Sie müßte sehr schlecht seyn, wenn sie für ihn nicht gut genug seyn sollte.

Eben so ging es mit der Fleischbrühe, die für ihn zuweilen, statt des Abendessens, bloß mit einigen Kräutern gekocht wurde, um seiner Brust Erleichterung zu verschaffen. Auch diese mußte auf mehrere Tage gemacht werden, und so bekam sie eine unangenehme Schärfe; doch je übler sie schmeckte, desto lieber trank er sie.

Zuweilen ward es vergessen, ihm Brod bey Tische hin zu legen. Dann aß er ohne Brod. Desto aufmerksamer war er in Ansehung seiner Mönche, und ließ es ihnen an nichts fehlen. Er äußerte mehrere Male: Wenn er nicht den Schein eines Sonderlings und das Aufsehenmachen gefürchtet

fürchtet hätte, so würde er sich bloß mit Wasser und Brod begnügt haben.

Er hielt sich zwar von jeher sehr reinlich an seinem Leibe; als er aber in seiner Krankheit einige Male, wegen gar zu heftiger Schmerzen, die Wäsche nicht wechseln konnte, und vom Ungeziefer geplagt wurde, ertrug er diese widrige Beschwerde ohne sich zu beklagen. Diese Thierchen, sagte er, fressen mich lebendig; aber wenn ich todt bin, werden die Würmer noch ganz anders mit mir wirthschaften.

Gegen die Kälte war er höchst empfindlich, daher er sich, als er nach la Trappe zog, vor dem Winter sehr fürchtete. Dennoch arbeitete er beym größten Froste mit den Mönchen in freier Luft. Fast zwanzig Jahre hat er dort verlebt, ohne sich ein einziges Mal zu wärmen; erst als Alter und Schwachheit ihn drückten, gab er auf inständiges Zureden seiner Freunde nach, daß ein Ofen in seinem Zimmer gesetzt werden durfte.

Beleidigungen zu vergeben, und seine Feinde zu lieben, war ihm zur andern Natur geworden. Ein Abt vom nämlichen Orden, der einer seiner liebsten Freunde gewesen war, und dem er große Dienste geleistet hatte, brach nicht nur, ob-

ne alle Veranlassung, mit ihm, sondern zog ihm auch dadurch, daß er schlecht von ihm sprach, um so mehr Nachtheil zu, weil jedermann wußte, daß sie vertraute Freunde gewesen waren, daher Niemand darauf verfiel, daß die von ihm verbreitete Sagen völlig ungegründet seyen. Als dieser Abt nachher sein Vergehen erkannte, reisete er nach la Trappe, um Rancé um Verzeihung und Aussöhnung zu bitten. Dieser empfing ihn eben so freundlich als vormals, und ersparte ihm die Schaam, Abbitte zu thun. Er ließ ihn, statt seiner, am grünen Donnerstage und in den drey folgenden Tagen die Messe lesen, empfing, nebst seinen Mönchen, das h. Abendmal aus seinen Händen, überhäufte ihn mit Artigkeit, und erzeigte ihm alle ersinnliche Ehre. Als der Abt wieder abgereiset war, konnte sich doch einer der Mönche, der das ganze Verhältniß kannte, nicht enthalten, zu Rancé zu sagen: Ein Mensch, der sich so schlecht gegen ihn betragen, habe keine so gute Aufnahme verdient. Und wie haben wir denn, antwortete Rancé, uns gegen Gott betragen? dem ohnerachtet nimmt er uns täglich mit so vieler Güte auf. Sie müssen wissen, mein Bruder, daß mit

dem Maaße, womit wir andere messen, uns selbst wird gemessen werden.

Man sagte ihm, daß ein Paar Geistliche, die er bedeutend unterstützte, nicht aufhörten, ihn schändlich zu verleumden, und rieth ihm, die Pension, deren sie sich unwerth gemacht hätten, einzuziehen. Dafür werde ich mich wohl hüten, sagte Rancé; im Gegentheil muß man sie zu erhöhen suchen, denn das Evangelium befiehlt uns, unsern Feinden Gutes zu thun. Wirklich gab er auch den Verleumdern eine Zulage.

Ein nahe beym Kloster wohnender Bauer behauptete, daß ein, der Abtey zugehöriges, Stück Land sein Eigenthum sey, und so ungegründet dieß auch war, brachte er doch geradezu alles darauf stehende Getraide in seine Scheune. Rancé gab nicht zu, daß er darin gehindert wurde. Er wollte sich lieber das nehmen lassen, was seiner Abtey zugehörte, als verstatten, gegen den Bauer klagbar zu werden. Einige Zeit darauf besuchte der Pfarrer des Dorfs, in dem der Bauer wohnte, den Abt zu la Trappe, und dieser fragte ihn seiner Gewohnheit nach, ob in seiner Gemeinde Nothdürftige wären? Da nannte ihm der Pfarrer einige, und nun fragte Rancé

auch nach den Umständen jenes Bauers. Der Pfarrer gestand, daß dieser in großer Noth sich befinde; er habe aber seiner, eben wegen seines schlechten und ungerechten Betragens gegen die Abtey, nicht erwähnen mögen. Ey! sagte Rancé, das sind gerade die Leute, die man unterstützen muß; das Evangelium empfiehlt sie uns, und ich kenne keine bessere Empfehlung. Sogleich ließ er den Oeconomen rufen, und trug ihm auf, dem Bauer ohne Verzug alles zu schicken, was er etwa nöthig haben möchte. Der Oeconom wollte Einwendungen machen, aber der Abt kam ihm zuvor, und sagte: Nun, mein Bruder, sind wir so glücklich, eine so schöne Gelegenheit zu finden, unsre Sünden so wohlfeil versöhnen zu können!

Als er hörte, daß ein gewisser Geistlicher gestorben sey, der während seines Lebens, sowohl Rancé selbst als dem Kloster la Trappe allen möglichen Schaden zugefügt hatte, so ließ er ein eigenhändig geschriebenes Billet in die Sakristey legen, folgenden Inhalts: „Man wolle unsern Herrn Jesum Christum für eine kürzlich verstorbene Person bitten, die ein Feind dieses Hauses war. Ich erwähne dieses Umstandes deßhalb,

weit solcher, wenn Sie, meine Brüder, wahre Christen sind, Ihnen zu einem desto größeren Antriebe dienen wird, seine Seele Gott um so inbrünstiger zu empfehlen.“

Aber auch die christliche Geduld hat ihre Grenzen; und so vertheidigte sich Rancé muthig, so oft seine oder der Seinigen Rechtgläubigkeit angegriffen, oder sein Lebenswandel in solchen Punkten verschrieen wurde, wo sein Stillschweigen Aergerniß veranlaßt haben würde.

Nach seinen Grundsätzen mußte Einsamkeit und Stillschweigen mit dem Klosterleben unzertrennlich verbunden werden. Einst schrieb er an einen Freund: „Wenn ich damals, als ich die Welt verließ, gewußt hätte, daß ich noch ferner etwas mit ihr zu schaffen haben, oder daß sie noch weiter an mich denken würde, so wäre ich kein Mönch geworden, sondern ich hätte mich in irgend eine Einöde begeben, die von allen Menschen so fern gewesen wäre, daß ich gar nichts mehr mit ihnen zu thun gehabt, und die Welt eben so wenig noch an mich, als ich an sie, gedacht hätte. Denn kurz, was ist ein Mönch ohne Einsamkeit und ohne Stillschweigen?“

Dieser Grundsatz war seinem Herzen so tief

eingeprägt, daß, als er einst das Leben des Hrn. v. Chasteuil, eines berühmten französischen Einsiedlers vom Berge Libanon, las, Rancé sagte: Dieser habe das gute Theil erwählt, und wäre er selbst nicht gebunden gewesen, so würde er das nämliche gethan haben. Ach! seufzte er, wer giebt mir Taubenflügel, damit ich die Gesellschaft der Menschen fliehen, mich in einer Wüste verbergen, und da mit wilden Thieren leben könnte, die treuer, und weniger grausam sind als die Menschen; damit ich dort, nur von Gott gekannt, und an nichts sonst denkend als nur an ihn, meinen Lauf vollenden möchte, frey von Sorgen, Unruhe und Verdruß. Ach! mein Gott! habe ich darum alles verlassen, um mich so zwischen dir und der Welt zu theilen?

Die Vorstellungen derer, die er über diesen Hang zum Einsiedlerleben um Rath fragte, und die Beyspiele des h. Bernhards und andrer Heiligen, die man ihm vorhielt, welche eben so wie er beständig wünschten, Eremiten zu werden, denen aber die Liebe des Nächsten die Erfüllung dieses Wunsches nicht erlaubte, hielten auch ihn davon zurück.

Aus dem Gebet machte er seine vornehmste

Beſchäftigung, denn er glaubte, daß es einem Superior noch nöthiger ſey, als einem bloßen Mönche, weil jener durch Beten ſich Erleuchtung, Kraft und Salbung verſchaffen müſſe. Ehe er Meſſe las, hielt er erſt jedes Mal am Altare ein langes Gebet, wobey man ihn oft Thränen vergießen ſah. Es war ihm höchſt empfindlich, als ſeine Krankheit ihn am Meſſeleſen hinderte; er betrachtete dieß als eine Art von Excommunication, und als eine Strafe ſeiner alten Sünden. Da er nur noch gleich den Layen, das Abendmal genießen konnte, ſo hielt er ſich des Prieſterſtandes für unwürdig.

In ſeiner Lebensbeſchreibung iſt erzählt worden, wie er es anfing, Ordnung und Disciplin im Kloſter la Trappe herzuſtellen, und dieſen Zweck in der Art zu erreichen, daß die Mönche dennoch ihn verehrten und liebten. Als ihn einſt ein Superior beſuchte, der allgemein in dem Rufe ſtand, vorzügliches Geſchick in der Direction eines Kloſters zu beſitzen, brachte Rancé die Rede auf dieſen Gegenſtand, worauf ſich auch der Superior gern einließ. Als erſten Grundſatz ſtellte er auf: Ein Vorgeſetzter müſſe als ausgemacht annehmen, daß er von ſeinen Untergebe-

nen nicht geliebt werde, und daß sie kein Vertrauen zu ihm hätten. Er war im Begriff, hieraus Folgerungen abzuleiten, als Rancé ihn mit der Frage unterbrach, ob er diesen Satz für so allgemein halte, daß gar keine Ausnahme davon statt finde? Jener erwiederte: So allgemein, daß er glaube, es gebe keinen Superior in der Welt, der davon nicht überzeugt sey. Hierauf versicherte Rancé, daß ihn die Erfahrung gerade vom Gegentheile belehre; er liebe seine Brüder zärtlich, sey aber überzeugt, daß auch sie ihn aufrichtig liebten, und was ihr Vertrauen betreffe, so könne er nicht daran zweifeln, es ganz zu besitzen. — Das war dem Superior eben so auffallend, als unglaublich. Doch mußte er sich endlich durch die Proben, die ihm Rancé davon gab, wohl überzeugen. Indessen meinte er: Rancé sey der einzige in der Welt, dem so etwas noch begegnet sey. Dieser antwortete: Er wisse zwar nicht, ob der Fall so selten sey; er könne aber versichern, wenn er nur im geringsten an der Liebe und dem Vertrauen seiner Mönche zweifeln müßte, so möchte er auch nicht Einen Tag ihr Abt seyn. Denn, fuhr er fort, ich kenne nichts schrecklicheres, als einen gezwungenen Gehorsam, der folg-

nicht in den Augen Gottes gar keinen Werth hat, und ich begreife nicht, wie in dieser Welt irgend etwas sonst einen Superior für die mit seiner Stelle verknüpfte Last entschädigen könne, als allein die Liebe und das Vertrauen derer, die seiner Leitung übergeben sind.

Durch keine Tugend zeichnete sich Rancé mehr aus, als durch eine grenzenlose Geduld. In seinem Buche über die Pflichten des Mönchsstandes, belehrt er seine Brüder, aus welchem Gesichtspunkte sie die Leiden dieser Welt betrachten sollen. Er will, daß die Liebe zu solchen Prüfungen so weit gehen soll, daß selbst die Furcht vor dem Tode sie nicht schwäche. Zu den Mönchen in la Trappe sagt er noch besonders: „Jedermann ist darüber einig, daß ein so bußfertiges und arbeitsames Leben, als hier geführt wird, nicht leicht von langer Dauer seyn könne, und die durch innere und äußere Kasteiungen angegriffene Natur in kurzer Zeit unterliegen müsse. Großen Strapazen widersteht man, und von schweren Arbeiten des Geistes und Körpers erholt man sich, wenn sie nicht gar zu anhaltend sind, und man sich hernach schonet und ausruhet. Aber hiervon weiß man hier im Kloster nichts. Hier

findet eine Verbindlichkeit statt, die keine Erholung leidet. Ein Mensch, der die Pflichten, welche unsre Regel ihm auflegt, gewissenhaft erfüllen will, muß seine Kräfte immerwährend anspannen, immer wachsam seyn, vom Gebet zum Lesen, vom Lesen zur Arbeit, von der Arbeit zum Psalmensingen übergehen; er muß eine ununterbrochene Aufmerksamkeit auf sich selbst haben, nie aus sich selbst heraus gehen, und außer dem noch fasten und sich kasteien. Sein Leben ist also eine wahre Kreuzigung, die ihm den Tod darstellt, ihn zu diesem hinleitet, und ihm Verlangen darnach einflößt, nicht, weil er seiner Last überdrüßig wäre, denn diese erträgt er um der Liebe Christi willen mit Freuden, sondern vermöge der Gesinnung, worin sich der Prophet befand, als er sagte: Wir leiden beständig, und wir müssen uns als Opfer betrachten, die zum Tode bestimmt sind. — Er hat keine andre Erholung, keinen andern Trost, als den er von Gott bekömmt, der aber auch durch seine Gnade allezeit die Leiden derer mildert, welche ihm dienen."

Die Vorwürfe, die seine Familie ihm über das Wegschenken seines Vermögens und die Niederlegung seiner Pfründen machte; den Verlust

manches Freundes, als er in den Mönchsſtand trat; die Unannehmlichkeiten ſeiner Verſchickung nach Rom; die anſteckende Krankheit, welche im Kloſter la Trappe in kurzer Zeit die mehrſten Mönche hinweg raffte; die Gegner, welche ihm die Bekanntmachung ſeiner Schriften zuzog; ſeine Verketzerung, und die Verleumdungen in Anſehung ſeines Lebenswandels; endlich ſeine langen, ſchmerzhaften Krankheiten, und damit verbundene Schlafloſigkeit: Alles dieſes ertrug er nicht nur ohne Klage, ſondern ſogar mit Freudigkeit des Herzens.

Er trieb die Gleichgültigkeit gegen das Leben ſo weit, daß er wünſchte, ſeine Mönche möchten, wenn ſie krank wären, nicht ſehr nach einem Arzte verlangen, oder ſich andrer als der gemeinſten Heilmittel bedienen, wenigſtens keiner ſolchen, um derer willen man das Kloſter hätte verlaſſen müſſen. Hierüber hatte er mit ſeinem alten Freunde, dem Biſchof von Comminges, einen kleinen Streit, den letzterer ſelbſt in einem Briefe an eine Dame, folgender maaßen erzählt: „Geſtern erhielt ich Ihren zweiten Brief, zugleich auch den vom Abt von la Trappe vom 9ten dieſes Monats. Dieſer vortrefliche und fromme

Mann mißbilliget es sehr, daß ich meine Einwilligung dazu gegeben habe, daß meine Nichte, die Aebtissin von N. eine Cur außer ihrem Kloster gebrauchen dürfe, weil sie, nach der Meinung der Aerzte, dort nicht wieder hergestellt werden könnte, indem die Klosterangelegenheiten eine beständige Störung verursachen würden. Noch hat sie das Kloster nicht verlassen, und das Lesen der Schriften des Hrn. v. Rancé hat ihr einen solchen Schrecken eingejagt, daß ich Mühe haben werde, ihr diesen zu benehmen. — Ich hatte es ihm einst wohl vorher gesagt: Sein Eifer werde ihn noch so weit treiben, daß ihm Niemand folgen könne; damals versicherte er mir das Gegentheil, und daß er sich mäßigen würde. Jezt sehen Sie nun, gnädige Frau, seine Mäßigung, die darauf hinaus läuft, daß die Leute sterben, und dieß für nichts achten sollen. Ich meines Theils halte dafür, daß die Frömmigkeit nicht mörderisch seyn dürfe. Allerdings muß man lieber sterben, als etwas thun, was an sich unrecht ist; aber daß man einer Aebtissin, die ihrem Kloster vollkommen gut vorsteht, keine Erleichterung verschaffen, daß man ihr nicht verstatten soll, einen Gesundbrunnen zu gebrauchen, durch den sie al-

lein hergestellt werden kann, sondern sie lieber sterben lassen soll, als zugeben, daß sie sich Einen oder zwey Monate außer dem Kloster aufhalte: Eine solche Härte, die — ich gestehe es — ich Grausamkeit nennen würde, wenn die Rede nicht von einem Manne wäre, dessen Verdienste ich in hohen Ehren halte, und dessen Person ich zärtlich liebe, kann ich nicht billigen. Morgen reise ich ab, um die arme Aebtissin, die mir sehr lieb ist, zu besuchen. Den Brief des Abts von la Trappe werde ich ihr indessen nicht zeigen; ich bin versichert, daß nichts in der Welt sie aus ihrem Kloster bringen würde, wenn er ihr zu Gesicht käme."

Diesen Brief bekam Rancé zu lesen; allein so sehr er auch des Bischofs Meinungen in allem übrigen achtete, so erlaubte ihm seine Gleichgültigkeit gegen das Leben dennoch nicht, die seinige in diesem Punkte zu ändern. Daher schrieb er an die Dame, an welche des Bischofs Brief gerichtet war, folgendes:

„Ich habe das an Sie von dem Hrn. Bischof von Comminges erlassene Schreiben gelesen. Gott soll mich bewahren, gegen ihn zu streiten. Ich achte ihn als meinen Lehrer, und vermöge

seines Charakters, seiner Würde, seiner Frömmigkeit, seiner Gelehrsamkeit und Weisheit, betrachte ich ihn als meinen Obern. Indessen muß ich Ihnen gestehen, daß ich mich nicht für überwunden halten kann. Denn (was ich nur Ihnen allein sagen will,) je mehr die Frau Aebtissin von N. sich durch ihre Gottseligkeit auszeichnet, desto mehr ist sie auch verbunden, das Beyspiel zu geben. Alles, was sie thut, kann sowohl im Guten als Bösen zur Nachfolge reizen, und so bald sie nach der Vorschrift des Arztes ihr Kloster verläßt, wird jede Nonne das nämliche thun können. Der h. Franz von Sales, einer der gemäßigsten und sanftesten unter allen Heiligen, verbietet den Nonnen von der Heimsuchung, ausdrücklich, um einer Krankheit willen, von welcher Art sie auch immer seyn möge, keinen Gesundbrunnen und kein Bad zu besuchen, weil sie mehr für Erhaltung ihrer Keuschheit, als ihrer Gesundheit sorgen müßten. Chantal's Mutter, die eine Heilige war, ließ eine Superiorin deßhalb absetzen, weil sie ein Bad besucht hatte, ob dieß gleich das einzige Mittel war, sie vom Tode zu retten, und die Aerzte es ihr angerathen, der Bischof auch die Erlaubniß

dazu ertheilt hatte. Kurz, die Heiligen haben ſich mehr um das Heil der Seele als des Körpers bekümmert, und man kann wohl den nicht der Härte und Grauſamkeit beſchuldigen, der mehr darauf bedacht iſt, die Menſchen heilig zu machen, als ihr Leben zu erhalten. Glücklich ſind die, welche ſich in der Furcht des Herrn erhalten, und alle ihre Schritte bedenken. Ich verſichere Sie: Um ſeine Unſchuld zu erhalten, muß man glauben, daß man fähig ſey, alles das Böſe zu begehen, was man nicht thut.“

Dieſe Grundſätze befolgte aber Rancé auch ſelbſt. Gegen die Gicht und Nervenübel, woran er litt, und die überhaupt in la Trappe ſo gewöhnlich ſind, würden mineraliſche Bäder ein wirkſames Mittel geweſen ſeyn; aber er wollte ſich deſſen weder ſelbſt bedienen, noch konnte er ſich entſchließen, ſeinen Mönchen zu erlauben, deßhalb das Kloſter auf eine Zeitlang zu verlaſſen. Ein Paar Male ſchienen ſeine Krankheiten tödlich zu ſeyn, als er dennoch genas, betrübte er ſich darüber. Ach! ſagte er dann; meine Verbannung iſt verlängert; ich war im Begriff, in den Hafen einzulaufen, nachdem ich den Schiffbruch ſo oft vermieden hatte. Jezt bin ich wie-

der auf das hohe stürmische Meer hinausgeworfen, wo der Untergang so schwer zu vermeiden ist. Als man ihm zu seiner Herstellung Glück wünschte, antwortete er: Wozu wünschen Sie mir Glück? Daß ich noch länger im Gefängnisse bleiben muß? und daß ich mit neuen Ketten belastet werde, statt daß meine alten Bande sich eben auflösen wollten?

Er starb, wie er gelebt hatte; nicht bloß voll Gleichgültigkeit und Verachtung gegen das Leben, sondern auch voll der größten Sehnsucht, mit Jesu Christo vereiniget zu seyn.

Den Beschluß des französischen Originals macht ein Anhang, der eine Sammlung von Rancé's Maximen und Gedanken enthält, die bis dahin noch nicht gedruckt worden waren. Es sind viele ganz gewöhnliche darunter, und mehrere, die ihm seine übertriebene Mönchsmoral nur eingeben konnte. Einige der vorzüglichsten mögen auch gegenwärtigen Auszug beschließen.

* * *

Ein zurück gezogenes Leben ist der rechte Weg zu einem ruhigen Tode. Um mit Liebe und

in

in froher Erwartung der unvergänglichen Dinge sterben zu können, muß man im Leben die vergänglichen verachtet und gehaßt haben.

Woran denken die Menschen? Alles in dieser Welt flieht schnell vorüber. In jedem Augenblicke können wir das verlieren, was uns das liebste ist. Dem ohnerachtet behandelt man die Ewigkeit, gleich der Zeit, und auf eine beklagenswürdige Weise nimmt, umgekehrt, die Zeit in unserm Herzen die Stelle ein, welche der Ewigkeit allein darin gebührte.

Die Welt ist ein großes Buch, das beständig aufgeschlagen vor uns liegt, und die Menschen dürften nur darin lesen, um große Wahrheiten darin zu finden; aber unglücklicher Weise macht man keine Anwendung davon, sondern hält die Begebenheiten für ein zufälliges Ohngefähr, nicht aber für Wirkungen der Vorsehung.

Auch die kleinsten Gemeinschaften schaden, und wenn man anders auf sich Acht giebt, und auf das, was man spricht, was man thut, was man sagt, aufmerksam ist, wird man immer Gründe genug finden, sich Vorwürfe zu machen.

Die Sünde hassen, ist zwar viel; aber mit diesem Abscheu muß man auch die Tugenden ver-

binden, welche das Gegentheil von unsern vormaligen Verirrungen sind; die Tugend besteht nicht bloß darin, das Böse zu fliehen, sondern das Gute zu thun.

Es ist zuweilen nützlich, etwas ungerechtes von Personen zu leiden, von denen man nur Beweise von Liebe zu erwarten berechtiget war. Ein Beweis, wie wenig man sich auf Menschen verlassen soll.

Die Dinge dieser Welt haben ein verführerisches Aeußeres, welches von weitem überrascht, allein in der Nähe, und wenn man ihren Genuß erlangt, gewähren sie nichts weniger, als das, was man von ihnen erwartete. Es ist eine Güte Gottes, alle vergängliche Güter so eingerichtet zu haben, daß keins darunter ist, dem nicht einige Bitterkeit beygemischt wäre.

So wie es nicht möglich ist, da seine Gesundheit vollkommen wieder zu erlangen, wo man wegen verdorbener Luft krank geworden ist, so giebt es auch Krankheiten des Herzens, die sich in der großen Welt, trotz aller angewandten Mühe, nicht heilen lassen. Die Welt ist ein Boden, auf dem sie so viel Nahrung finden, daß man ihnen nur unkräftig entgegen wirkt.

Das Traurigste ist, daß sowohl ihr Entstehen als ihr Fortgang unmerklich ist, und wir sie erst entdecken, wenn sie schon weit um sich gegriffen und große Verheerung angerichtet haben.

Nicht jeder ist verbunden, die Welt zu verlassen; aber sie nicht zu lieben, dazu sind alle Menschen verpflichtet, und die in den höchsten Ständen eben so gut, als die in den niedrigsten.

Zu Erhaltung des Lebens der Seele, ist das Gebet eben so nothwendig, als das Athemholen zu Erhaltung des Lebens des Leibes ist. Nur durch Gebet erhält sich der Christ auf dem Wege zu Gott, und macht weitere Fortschritte darauf.

So lange man keinen Gefallen an der Welt findet, hat man nichts zu fürchten, aber, wenn wir anfangen, mit ihr vertraut zu werden, und uns in ihr nichts mehr auffällt, dann wird sie uns gefährlich: dann ist es hohe Zeit, auf seiner Hut zu seyn.

Seinen Freunden sollte man nur Güter im Himmel wünschen, denn da die auf Erden sich nicht ohne Gefahr besitzen lassen, so kann man sie auch für Niemand ohne Furcht und Unruhe heischen.

Da Freuden und Leiden in dieser Welt so bald ein Ende nehmen, so verdienen die erstern nicht, daß man sich darnach sehne, und die letztern nicht, daß man sich vor ihnen fürchte.

Es ist zum Erstaunen, daß der Mensch *alles* mögliche für seine Gesundheit, und so wenig für seine Seligkeit thut; daß er beständig für die Erhaltung seines Leibes besorgt ist, und sich zu Rettung seiner Seele so wenige Gewalt anthun kann. Das heißt, nach Sinnlichkeit, nicht nach Verstand leben, und die Zeit, die *nichts* ist, der Ewigkeit, die alles ist, vorziehen.

Gelehrsamkeit ist für die Demuth eine Klippe; und die Eitelkeit, eine gewöhnliche Folge des Studierens, verwundet oft das Herz eines Gelehrten tödlich, ohne daß er seines Schadens inne wird.

* * *

Manchen Lesern wird es angenehm seyn, wenn ich dieser Biographie noch einen kurzen Auszug der Reise eines Engländers, Herrn Fellowes, anhänge, so weit sie sich auf den jetzigen Zustand des Klosters la Trappe bezieht.

Die Reise geschah im Monat Junius 1817,

Hr. F. nahm seinen Weg von Paris über Versailles, Saint-Cyr, Pont Chartrain, la Queue, Houdon, Marolles, Dreux, Nonancourt, Tillieres, Verneuil, Saint Maurice und Solignié. In letztrer Stadt fand sich nur ein einziger Mann, der den Weg durch den Wald, nach der nicht sehr weit entlegenen Abtey la Trappe, kannte. Die Gegend war wild und öde. Man sah nur dann und wann eine erbärmliche Hütte, und hörte nichts, als das Geheul der Wölfe. Als der Wald ein Ende hatte, zeigten sich hin und wieder Ruinen einsamer Wohnungen. Der Weg ging über steinige, mit Heidekraut und wildem Thimian bewachsene Heide, und führte sodann in den Forst von Bellegarde. Man ward weder eines menschlichen Fußtritts, noch die Spur eines Thiers gewahr, sondern nur bisweilen eines Merkmals, das in einen Baum eingehauen war. Endlich gelangte Hr. F. auf den überhangenden Gipfel eines Hügels; sein Pferd am Zügel führend, stieg er auf einem steilen, im Zickzack sich windenden Pfade, in ein Thal hinab, worin drey, unter einander verbundene, Teiche liegen, die gleichsam einen Wassergraben um das Kloster bilden. Vermuthlich hat dieses seinen Namen

von dem verworrenen Zugange, und der Beschwerde des Auf- und Niedersteigens erhalten. Selbst jetzt noch, obgleich die Wälder seit der Revolution sehr gelichtet sind, ist es schwer, das Kloster zu finden.

Der Eichenwald, der sonst das Kloster unmittelbar umgab, ist jetzt nieder gehauen. So bald man den noch stehenden Wald verlassen hat, stößt man auf ein hölzernes Kreuz mit folgender Inschrift:

C'est ici que la mort et la verité
Elèvent leurs flambeaux terribles:
C'est de cette demeure, au monde inaccessible,
Que l'on passe à l'éternité.

(Hier, hier schwingen der Tod und die Wahrheit ihre furchtbaren Fackeln. Aus diesem, der Welt unzugänglichen, Aufenthalte geht man in die Ewigkeit über.)

An der Pforte des äußeren Klosterhofes befindet sich die Statue des h. Bernhards, die aber von den Republikanern verstümmelt worden ist. Aus diesem Vorderhofe kömmt man in einen zweiten, wo sich die Scheunen, Ställe und andre Wirthschaftsgebäude befinden. Alle diese sind in der Revolution erhalten worden.

Hr. F. wurde am Eingange von einem Layenbruder auf den Knieen empfangen. Mit leiſer Stimme ſagte dieſer: Die Mönche wären in der Vesper. Der Reiſende übergab ſein Empfehlungsſchreiben an den Abt; dieſer war aber, wegen Viſitation eines Kloſters weiblicher Trappiſten, verreiſet. Statt ſeiner, empfing ihn der Bruder Carl, der die Stelle eines Secretairs beym Abte vertrat; ein junger Mann von etwa 25 Jahren. Er bat Hrn. F., wenn ſie durch das Kloſter gingen, in Gegenwart der Mönche, oder, wo er ihn knieen ſähe, weder mit ihm zu ſprechen, noch ihn etwas zu fragen. Sie gingen in die Kapelle, und nach geendigtem Gottesdienſte in den Speiſeſaal. Die Mönche ſtellten ſich in zwey Reihen; den Kopf, in eine weite Kappe verhüllt, und nieder gebeugt, ſangen ſie ein Gebet, und ſetzten ſich dann zu Tiſche. Während der Mahlzeit las einer von ihnen, ſtehend, Stellen aus der Bibel vor, die auf den Tod und die Kürze des menſchlichen Lebens Bezug hatten. Ein andrer ging umher, und küßte in der Reihe herum jedem knieend die Füße; zuweilen warf er ſich vor dem Bilde des Erlöſers nieder. Ein dritter aß knieend, und blieb in dieſer Stellung

die ganze Mahlzeit hindurch. Beide letztre hatten irgend etwas versehen, und büßten auf diese Art dafür.

Jeder Mönch hatte einen hölzernen Teller, einen Wasserkrug, und einen mit seinem Klosternamen bezeichneten Becher. Das Abendessen bestand aus zwey Unzen Brod in Wasser geweicht, etwas Salz und zwey rohen Mohrrüben, das Mittagsessen wechselt mit Kohl und anderm Gemüse ab; selten essen sie Käse; Fleisch, Fische, Eier und Butter niemals. Das Brod ist so grob wie möglich. Ihr einziges Getränk ist Wasser. Ueber der Thür des Refectoriums steht folgende Inschrift in lateinischer Sprache: Besser ist eine Mahlzeit von Kräutern, wo Liebe ist, als ein gemästeter Ochs und Haß dabey.

Ihr Bett besteht aus einem schmalen Brete, ohne Matratze und Küssen, bloß mit einer leichten Decke versehen. Bloß im großen Refectorium wird ein Feuer verstattet, dem sich aber die Mönche niemals nähern. Auf seiner kleinen Zelle hat jeder einen Menschenschädel und einige Erbauungsschriften.

Seit 1815 ist in der Nähe des Klosters ein kleines Wirthshaus erbauet worden, denn die

seit der Revolution übrig gebliebene Gebäude, sind kaum für die Bewohner selbst hinreichend. Die Zahl der Mönche hat sich seit Wiederherstellung des Klosters schnell wieder vermehrt. Mit Einschluß der Layenbrüder und Frères donnés, beträgt ihre Anzahl gegen Hundert. Die Novizen bestehen größten Theils aus Knaben. *)

*) Man muß sich in der That wundern, daß die französische Regierung gestattet, daß Kinder aufgenommen, und durch eine der menschlichen Natur, zumal in einem so zarten Alter, unangemessene Lebensart, verkrüppelt werden dürfen. Vor ihrer Rückkehr nach Frankreich hatten die Trappisten sich im Münsterschen niedergelassen, nachdem sie aus der Schweiz waren vertrieben worden. Ein begüterter Münsterscher Edelmann nahm sie auf, und die Mönche wanderten im Lande herum, um armen Eltern ihre Söhne abzuschwatzen. Eine meiner Freundinnen machte zufällig die Bekanntschaft des Superiors, der drey Kinder, von 13, 10 und 8 Jahren bey sich hatte, die von Kopf bis zu Fuß, wie Mönche, schwarz gekleidet waren. Meine Freundin fragte den jüngsten Knaben: Wie alt er sey? Statt seiner aber antwortete der Superior: Die Kinder dürften nicht sprechen. Dieß veranlaßte folgende, mir wörtlich französisch mitgetheilte Unterredung, die ich deutsch hieher setze, damit sie allen Lesern verständlich sey.

Frau v. E. Warum denn nicht?

Der Superior. Weil es ihnen verboten ist.

Die Mönche sind ganz dunkelbraun, die andern weiß gekleidet, doch tragen sie ebenfalls einen

---

Fr. v. E. Aber wenn die Kinder unter sich sind, ist ihnen doch wohl das Reden erlaubt?

Der Sup. Niemals, gnädige Frau.

Fr. v. E. Aber wie fangen Sie es an, um dieß zu verhüten?

Der Sup. Es ist immer jemand bey ihnen, der sie daran hindert.

Fr. v. E. Das finde ich doch sehr hart! ich denke, Gott hat ihnen die Sprache gegeben, damit sie sich aufheitern und einander ihre Ideen mittheilen sollen.

Der Sup. Gnädige Frau! Sie betrachten die Sache nicht aus dem rechten Gesichtspunkte. Die Kinder lernen beten, und auf die an sie beym Unterrichte gethane Fragen antworten.

Fr. v. E. Ach! das heißt nicht seiner Jugend genießen, und Gott hat doch erlaubt, sich dieser zu freuen. Womit werden denn die Kinder beschäftiget?

Der Sup. Mit Beten und mit Erlernung eines Handwerks.

Fr. v. E. Und wenn sie dieß gelernt haben, lassen Sie sie alsdann gehen, wohin sie wollen?

Der Sup. Nicht vor dem ein und zwanzigsten Jahre.

Fr. v. E. Allein, wenn sie selbst, oder ihre Eltern es früher wünschen?

Der Sup. Sie selbst werden diesen Wunsch nie äußern, und ihre Eltern bekommen sie vor dem ein und zwanzigsten Jahre nicht wieder zu sehen.

Fr. v. E. Wie? Niemals?

braunen Mantel und eine Kappe von dieser Farbe. Durch letztre wird ihr Gesicht so verhüllt,

---

Der Sup. (Mit Empfindlichkeit in seiner Miene) Dieß würde die Kinder nur zerstreuen, die bloß erzogen werden, die Religion auszuüben, sich der Tugend und einem Handwerke zu widmen.

Fr. v. E. Wozu denn das letztre?

Der Sup. Zum Besten des Ordens, damit sie, wenn sie in diesem bleiben, die Schuld für die ihnen gegebene Erziehung dadurch abtragen können.

Fr. v. E. Ah so! — Aber verzeihen Sie; ich glaube, daß es eigentlich keine Tugend giebt, die nicht den Versuchungen der Welt ausgesetzt gewesen ist. Auch scheint es mir eine Art von Sclaverey, die Kinder zum Dienste des Klosters so lange zu behalten.

Die Wirthin vom Hause machte der Unterredung, die sie in Verlegenheit setzte, dadurch ein Ende, daß sie dem Superior ein bedeutendes Geschenk gab, worauf er dieser dankte, aber einen geringen Blick auf die Ketzerin warf, und sich empfahl.

Der Preuß. Staatsminister Frhr. v. Stein, damaliger Ober-Präsident in den Westphälischen Provinzen, ließ das Kloster der Trappisten öffnen, ihnen die Kinder nehmen, und diese ihren Eltern wieder zustellen.

Im Paderbornschen war ein weibliches Trappisten-Kloster angelegt, auch in dieses Kinder aufgenommen, und noch härter behandelt worden. Allein auf Betrieb der Generalin v. York ward es noch früher aufgehoben, als das im Münsterschen. A. d. H.

daß man es nur zufällig und kaum auf einen Augenblick zu sehen bekömmt. Da sie überdieß ein beständiges Stillschweigen beobachten, so wird es hierdurch erklärlich, wie zwey Bekannte lange zusammen in diesem Kloster wohnen können, ohne etwas von einander zu wissen.

Als das Kloster aufgehoben wurde, belief sich die Zahl der Mönche gegen Hundert, der Layenbrüder auf 69, und der Frères donnés auf 56.

Im Speisesaale hängt eine Tafel, mit der Ueberschrift: Table pour l'Office. — Die gottesdienstlichen Verrichtungen und Arbeiten für die Woche, als Hr. F. das Kloster besuchte, waren folgende: Dimanche: 12 Leçons et Communion. — Lundi: 3 Leçons. — Mardi: 12 Leçons, à jeun, Travail. — Mercredi: 12 Leçons. — Jeudi: 3 Leçons. — Vendredi: 12 Leçons, à jeun, Travail. — Samedi: 12 Leçons, à jeun, Travail.

Nach Bruder Carls Versicherung, hat der jetzige Abt, Dom Augustin, noch härtere Einrichtungen gemacht, als vormals statt fanden. Nicht genug, daß die Mönche nicht mit einander sprechen dürfen, ist es jezt schon strafbar, wenn sie auch nur schweigend bey einander stehen bleiben.

An großen Festtagen stehen sie um Mitternacht, sonst aber drey Viertel auf zwey auf, gehen um zwey Uhr in die Kirche, wo der Gottesdienst bis sieben dauert. Alsdann arbeiten sie im Freien, die Witterung mag seyn wie sie wolle. Kurz vor eilf Uhr gehen sie wieder in die Kirche, und um eilf zum Essen. Von Ein Viertel auf zwölf, bis zwölf Uhr lesen sie, und legen sich dann nieder, um eine Stunde zu ruhen. Hierauf arbeiten sie im Garten bis um 5 Uhr, lesen drey Viertelstunden, wenden eine Viertelstunde zur Vorbereitung auf die Vesper an, die von vier bis sechs dauert, versammeln sich um sieben in der Kirche, und gehen um acht Uhr zur Ruhe.

Man zeigte Hrn. F. ein wohl ausgeführtes Bild des Abts Rancé, welches der Arzt des Klosters, bey dessen Zerstörung während der Revolution, auf die Seite gebracht und erhalten hatte. Der Arzt blieb im Kloster, und ist erst vor wenigen Jahren gestorben. Wären die Mönche ebenfalls geblieben, so hätten sie vielleicht ihr Kloster erhalten; denn daß sie keine Kapitale gesammelt hatten, und sich um Politik nicht bekümmerten, war bekannt. Rancé liegt in der Mitte des Kirchhofs begraben; wenige Steine

bezeichnen sein Grab, das mit frommer Verehrung und Sorgfalt von Unkraut rein erhalten wird. Sein Monument, worauf er in rührender Stellung abgebildet war, ist bey Zerstörung der alten Kirche, die jezt eine völlige Ruine ist, weggebracht. Wohin? dieß sagt Hr. F. nicht.

Von Rancé selbst giebt er noch einige Nachrichten, die aus der im Jahre 1667 erschienenen Erzählung des Dom Claude Caulot genommen sind, die ich eben so wenig, als Schimmelpenninck's Uebersetzung kenne. Was Hr. F. daraus mittheilt, ist alles viel umständlicher in der vorstehenden Biographie enthalten.

Ein weitläuftigerer Auszug aus Hrn. F's. Reise befindet sich im 12ten Hefte der Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur. (Jena, 1818.)

Ende des zweiten und letzten Theils.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Berlin, gedruckt bey C. Hayn.

Im Verlage des Buchhändlers Friedrich Maurer zu Berlin, an der Spittelbrücke No. 17. sind auch folgende interessante Schriften erschienen und für beigesetzte Preise in allen Buchhandlungen Teutschlands zu haben:

Die beiden Hofräthe, oder die wunderbare Fügung des Schicksals. Ein komischer Roman. Von K. Stein. 8. Berl. 1818. auf Schreibpap. mit einem Titelkupfer. 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieses treffliche Gemälde aus dem menschlichen Leben, das in der That eine wunderbare Fügung des Schicksals aufstellt, gehört zu den vorzüglichsten des beliebten Verfassers, und ist theils durch die spannenden Begebenheiten und Lagen der handelnden Personen, theils durch das Komische der vorkommenden Auftritte und den lebhaften Humor in der Darstellung, eine sehr unterhaltende Lectüre für jeden Leser. Besonders machen die eingestreueten Bemerkungen über das große und kleine gesellschaftliche Leben dies Buch sehr anziehend, das nicht nur in Leihbibliotheken, sondern auch in Privatbibliotheken aufgestellt und in Familienkreisen gelesen werden darf, indem es durchaus nicht über die Grenzen des Anständigen, Zarten und Sittlichen hinaus schweift, und daher selbst von der Jugend gelesen werden kann, in sofern Romane überhaupt als Lectüre für die Jugend gelten sollen.

General Moreau. Abriß einer Geschichte seines Lebens und seiner Feldzüge. Von K. Jochmus. Mit dem Bildnisse des Helden. 8. 1814. 1 Thlr. 4 Gr.

Die Lebensgeschichte dieses höchstmerkwürdigen Mannes greift zu sehr ein in die Revolutionsgeschichte Frankreichs und in die darauf gefolgten Kriegs- und Weltbegebenheiten, an denen der unvergeßliche General Moreau einen so großen Antheil genommen hat, als daß dieser vom Hrn. Hofr. Jochmus mit großer Genauigkeit in einem blühenden Vortrage ausgearbeitete Abriß u. s. w. nicht auch für die spätesten Nachkommen einen bleibenden Werth haben sollte. Zumal demselben alle zur Erläuterung der darinnen vorkommenden Streitpunkte Moreau's mit seinem neidischen Gegner, dem Franz. Usurpator, dienenden Actenstücke beygefügt sind.

Reise der russisch-kaiserl. Flott-Officiere Chwostow und Dawydow, von St. Petersburg durch Sibirien nach Amerika und zurück, in den Jahren 1802, 1803 und 1804. Beschrieben von Dawydow, und aus dem Russischen übersetzt von Dr. Carl Joh. Schultz. 8. 1816. 1 Thlr.

Diese äußerst interessante und gefährliche Reise ist vom Vice-Admiral Schischkow mit einer Vorrede begleitet, in welcher die besondern merkwürdigen Lebensumstände der beiden Reisenden, ihre Veranlassung zu dieser Reise, deren endliche Rückkehr nach überstandenen Gefahren und Leiden, ihre Charakterschilderung, ihre nachherigen Kriegs-Unfälle und dann, nach Beendigung des Feldzuges, ihren gemeinschaftlichen traurigen Tod, den sie des Nachts bey einer Brücke auf Wassily-Ostrow — in der Newa fanden und in den Wellen begraben wurden, mitgetheilt worden. Kein Leser wird hierbei ungerührt bleiben und jeder gewiß das traurige und sonderbare Lebens-Ende dieser muthigen, hoffnungsvollen Jünglinge beklagen.

Bayerische Staatsbibliothek München